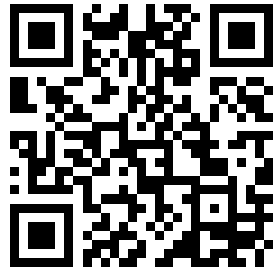
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PF
3987
H7F4

YE 07312

Digitized by Google

Edzardi
K Burdach
Halle 9/9 1805

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

by Google

Inhalt.

1. Fensoner Die allitterierenden ältesten Dichtungsreste in hochdeutscher Sprache
Hanau 1845 (Progr.).

2. Schultze Zur Geschichte der Kritik und Erklärung des Hildebrandsliedes
Naumburg 1876 (Darin S. 32 Literaturübersicht). Progr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die ältesten alliterirenden Dichtungsreste in hochdeutscher Sprache,

das Hildebrandslied, die Merseburger Zaubersprüche, das Wessobrunner Gebet und Muspilli.

Berichtigte Urschrift

mit

metrischer Uebersetzung in der ursprünglichen Versform und Anmerkungen

von

Dr. H. Feussner,

ordentl. Lehrer am Gymnasium zu Hanau.

I. Abtheilung.

Text und Uebersetzung der Gedichte. Anmerkungen zum Hildebrandslied.

Hanau,

Druck der Waisenhausbuchdruckerei.

1845.

Digitized by Google

Burdach

Digitized by Google

Vorwort.

Dass ich mit gegenwärtiger Bearbeitung der ältesten Denkmäler deutscher Dichtkunst ein Feld betrete, auf dem ich im Grunde mehr Dilettant als Mann vom Fach bin, hat einen doppelten Veranlassungsgrund. Zunächst waren es vergleichende Studien der griechischen, lateinischen und deutschen Metrik, welche Veranlassung gaben, auf diese deutschen Dichtungsreste frühster Zeit näher einzugehen. Dieses Eingehen liess bald gewahren, dass der gangbare Text unter metrischem und allgemein kritischem Gesichtspunkt noch mancher Berichtigung bedürfe, und dass diese auch auf möglichst sicherer Grundlage ausführbar sei. Denn gerade die alliterirende Versform gibt mehr als jede andere eine hilfreiche Führerin ab zur Erkennung des Fehlerhaften und Wiederherstellung des Richtigen und Aechten. Ein zweites belangreiches Hilfsmittel liegt bei diesen Dichtungen in dem sorgsamen Achten auf die innern Bezüge der Bestandtheile des einzelnen Gedankens und der ganzen Darstellung, denn logisch-gesetzmässige Anordnung und ebenmässige Gliederung der Gedanken ist ihnen durchgängig eigen, und demjenigen Gedicht, welches hier ihre Reihe eröffnet, in ausgezeichnetem Grade. Verbindet sich daher mit diesen beiden Mitteln eine genaue Erwägung der grammatischen Satzform und des Sprachgebrauchs, so hat diejenige Gattung von Kritik, welche für diese Dichtungen, bei welchen nicht mehrere Handschriften zum Vergleich vorliegen, allein in Anwendung kommen kann, die höhere, drei solche Anhaltspunkte, wie sie sich selten vereinigt finden. Mit Hilfe ihrer suchte ich mir für meinen Zweck einen sichern Text herzustellen, und ich möchte nun das so Gewonnene zu eigner Belehrung und, wo möglich, zum Besten der Sache — dem Läuterungsfeuer der gelehrten Beurtheilung aussetzen, wenn es anders deren würdig erscheint.

Eine zweite Veranlassung, auf diese Denkmäler einzugehen, gab der Umstand ab, dass vor einigen Jahren an unserem Gymnasium, wie jetzt wohl an den meisten, das Bedürfniss sich geltend machte, dem Unterricht in der Muttersprache durch Zurückgehen auf ihre frühere Beschaffenheit eine sichere geschichtliche Grundlage zu geben, und dieser Unterrichtszweig in meine Hand gelegt wurde. Als vorzugsweise bei der Einführung in die Kenntniss unserer ältesten Sprache und Literatur zu gebrauchende Lesestücke empfahlen sich gerade diese Dichtungen; doch erschwerte die theilweis lückenhafte Gestalt, in der wir sie überkommen haben, ihren Gebrauch für die Schule. Dies führte zu dem Versuch, die Lücken der handschriftlichen Texte zu ergänzen, und die Erfahrung hat mich belehrt, dass diese Stücke so an Brauchbarkeit für die Schule, welche bei diesem Unterrichtszweig namentlich auf Zeitersparniss bedacht sein muss, gewonnen haben. Ich glaubte daher durch ihre Veröffentlichung auch diesem Theile des deutschen Sprachunterrichts einen kleinen Dienst zu leisten.

Doch bin ich der Ansicht, dass das Ergänzungsverfahren, welches von mir eigentlich nur zum Besten der Schule eingeschlagen worden war, auch den Zwecken der Wissenschaft diene. Denn um zu einem richtigen Urtheil über den künstlerischen Werth jener alten Dichtungen zu gelangen, ist es nöthig, dass

M54027

Digitized by Google

man die mangelhaft überkommene Gestalt, so weit es gehen kann, wieder zu ihrer ursprünglichen Integrität zurückführe und mithin das Fehlende im Geist ergänze. Dies kann aber nicht befriedigend gelingen, wenn man es dem Zufall und dem Augenblick überlässt. Es will mit Ausdauer und von den Kräften mehr als eines Mannes versucht sein: denn nur der Widerspruch der Ansichten bringt am Ende das Wahre an den Tag. Zu dem Ende aber muss man wagen, etwas Bestimmtes hinzustellen, und es dürfte der vorliegende Versuch bei dem gegenwärtigen Stand der deutschen Sprachwissenschaft nicht mehr vorzeitig kommen. — Sodann aber darf man nicht denken, dass man, wie es beim ersten Blick wohl den Anschein haben kann, auf diesem Wege Gefahr laufe, Willkür an dem handschriftlichen Text zu üben; es ist vielmehr dieser Weg der beste, die Willkür auszuschliessen, und leistet für die Anordnung des Textes, namentlich für die metrische, ungefähr dasselbe, was die Probe bei einer ausgeführten Rechnungsaufgabe. Hätte man z. B. bei dem neueren Versuche, das Hildebrandslied und Muspilli in Strophen abzutheilen, sich die Probe auferlegt, jede angenommene Lücke statt mit Punkten mit Worten und Gedanken auszufüllen, die sich dem Vorhandenen so anschlössen, dass Alles sich ohne Störung und in einem Guss befriedigend an einander füge, so würde, glaube ich, der Versuch als unstatthaft sich ausgewiesen haben.

Es versteht sich, dass die Ergänzungen stets von dem überlieferten Text kenntlich gesondert gehalten werden müssen. Zu dem Ende habe ich dasselbe Mittel gewählt, welches W. Grimm bei den Ergänzungen zum Grave Ruodolf angewandt hat, nämlich den Rothdruck; doch bedaure ich, dass er nicht gleich vollkommen ausgefallen ist.

Die Uebersetzung ist beigegeben worden, einmal weil sich durch sie die Auffassung des Ganzen und manches Einzelpunktes am kürzesten angeben liess; besonders aber aus Rücksicht auf die allgemeinere Bestimmung einer Schulschrift, wie dieser, welche ihrem Gegenstand zugleich die Theilnahme eines grössern gebildeten Leserkreises gewinnen soll. Die ursprüngliche Versform wurde bei Anfertigung derselben beibehalten, um so dem der ältern Sprache nicht kundigen, aber doch für die frühern Zustände unserer Literatur sich interessirenden Leser wenigstens einen annähernden Begriff von der formellen Beschaffenheit unserer ältesten alliterirenden Dichtung zu geben. Auch die den einzelnen Stücken vorausgeschickten Einleitungen haben mehr diesen allgemeineren Zweck im Auge.

Die zweite Abtheilung dieses Schriftchens, welche einen Abriss der altdeutschen Versbildung und die Anmerkungen zu den vier letzten Stücken bringen soll, wird in einem der nächsten Programme des Gymnasiums nachfolgen.

Sollte bei der vorliegenden Bearbeitung dieser Dichtungen ein oder das andere wissenschaftliche Hilfsmittel, eine oder die andere wissenschaftliche Leistung, welche Beachtung verdient hätte, unbenutzt geblieben sein, so möge es der kundige Leser mit der Schwierigkeit entschuldigen, womit in einer Stellung, wie der meinigen, der gelehrte Apparat beizuschaffen ist.

Schliesslich ersuche ich den Leser folgende Druckfehler, die mir aufgestossen, berichtigen zu wollen:

S. 8 Vers 39 setze man einen Punkt nach *orte.*
— Vers 50 tilge man den Circumflex auf *sehstic.*
— Vers 62 tilge man in *ênigêrî* den Circumflex über *i.*
S. 9 Vers 15 ist st. *wir* zu lesen *mir.*
S. 24 Z. 12 v. u. ist st. *nichts* zu lesen *nicht.*

Digitized by Google

Die ältesten alliterirenden Dichtungsreste in hochdeutscher Sprache.

I.

Ueberreste heidnischer Dichtungen.

Jene frühsten Jahrhunderte unsrer geschichtlichen Vorzeit, wo unsere Vorfahren noch ihrem heidnischen, aus dem ureigensten Geiste des Volkes hervorgegangenen Götterglauben anhingen, sind wir im Allgemeinen noch immer gewohnt, uns zu sehr in Barbarei, Roheit und Geistesfinsterniss versunken vorzustellen. Die Ergebnisse der fortgesetzten Geschichts-, Sprach- und Alterthumsforschung lassen immer deutlicher erkennen, dass in jenen Zeiten nicht nur, wenn wir das Ganze ins Auge fassen, bereits ein menschlich edlerer Bildungs- und Gesittungszustand Wurzel gefasst, sondern dass auch von dieser rein volksthümlichen ersten Gesittung getragen, die Dichtkunst damals schon eine erfreuliche und reiche Entfaltung bei unserem Volke gewonnen hatte.

Mit Aufgebung des alten väterlichen Glaubens verlor diese in seinem Schoose herangewachsene Dichtung einen Theil des Bodens, dem sie entsprossen war, und zwar gerade denjenigen, aus welchem ihre kräftigsten Wurzeln sich genährt, aus welchem sie die edelsten Lebenssäfte gesogen. Augenblicklicher Ersatz von der neuen, fremd an das Volk herangetretenen christlichen Religion war nicht zu gewarten; denn ehe von ihr aus das Volksgemüth sich schöpferisch angeregt fühlen konnte, musste es erst sich tiefer in sie versenkt, musste die theilweis ängstliche Befangenheit ihr gegenüber, die gegen das richtige Verständniss anzustossen fürchtete (wir sehen sie noch deutlich bei Otfried ausgesprochen), dem Gefühl voller Sicherheit und freier Bewegung in ihr Platz gemacht haben. Schon aus dem Grunde würde sich die Dichtkunst nicht ohne Unterbrechung auf der errungenen Höhe erhalten haben. Um so weniger konnte sie dies, als mit der neuen Religion zugleich auch eine fremde Bildung und was schlimmer war, auch eine fremde Sprache, die römische, mit hereindrang, und die heimische bei dem geistig gebildetsten Theil des Volkes in Missachtung zurückdrängte. Dadurch ward auf Jahrhunderte hin ein fortschreitender Verfall der bis dahin in unbeengter Geistesregsamkeit kräftig erblühten alten Volkspoesie entschieden, und mit ihm, als unabtrennliche Folge, hielt das Sinken der Sprache gleichen Schritt.

Zwar erkannte Karl der Grosse, dessen freier, jedem grossen Eindruck offener Geist sich gern dem gemütherhebenden Einfluss der alten Heldengesänge seines Volkes hingab, mit richtigem Blick den kostbaren Schatz, der für die Bildung des Volkes in der heimischen Dichtung und Sprache gegeben war, und traf Massregeln beide zu erhalten und neu zu beleben. Auch hatten

Digitized by Google

seine Bemühungen um sie, verbunden mit dem Anstoss, den er überhaupt dem Volksgeiste gab, wenigstens den Erfolg, dass der alte noch nicht ganz erstorbene Stamm der Volkspoesie durch einen Seitenspross auf anderem Boden nochmals einige Blätter und Blüthen trieb. Denn durch des grossen Herrschers Beispiel gestützt, wagten bald einzelne vaterländisch fühlende Männer aus dem Stande der Geistlichen, der die früher dem gesammten Volke anheim gegebene Sache der Bildung jetzt ausschliesslich in seiner Hand hielt, ermuthigter der herrschenden Ansicht der Kirche und ihres Standes gegenüber den Versuch, auch auf christlichem Grund und Boden der heimischen Dichtung und Sprache eine Stätte zu erobern. Konnten die Bestrebungen solcher Männer nun auch den durch die Zeitumstände begründeten Rückgang der vaterländischen Dichtung und Sprache nicht aufhalten, so verdanken wir ihnen doch immer manches Schätzenswerthe. Ohne sie würde unsere Literatur aus diesem Zeitraum nicht das unten folgende Wessobrunner Gebet und das bedeutendere Gedicht von dem Weltende, gewöhnlich Muspilli genannt, würde sie ferner nicht die beiden auch an Umfang bedeutendsten Werke des neunten Jahrhunderts die dichterischen Bearbeitungen der evangelischen Geschichte, den altsächsischen Heljand und Otfrieds Krist aufzuweisen haben. Doch sind diese Werke nur Nachtriebe des ehemals kräftigen Stammes der heidnischen Volkspoesie und spiegeln, wenn man die ihnen nachfolgenden Werke hinzunimmt, in ihrer Reihe deutlich die fortschreitende Abnahme dichterischer Kraft. Um wie viel näher ihre Verfasser noch dem Zeitpunkte stehen, wo der Volksstamm, dem sie angehören, seinen alten Glauben aufgab, um so viel mehr durchweht ihre Werke noch der freie, frische Geist der alten Volksdichtung, herrscht darin noch eine gedankenkräftige lebendige Darstellung, eine einfach reiche, treffende Sprache; je weiter dagegen von diesem Zeitpunkt entfernt, desto matter und engherziger der Geist, desto unvermögender und geschmackloser die Darstellung, desto verwahrloster und verkommener die Sprache, bis erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. unter der Regierung der Hohenstaufen, besonders Friedrich Barbarossa's der Geist des ganzen Volks aus den fremden Fesseln sich aufrafft, und die Dinge wieder eine bessere Wendung nehmen.

Erreichten aber hiernach Karls d. Gr. Bestrebungen zum Besten der Aufrechthaltung von Poesie und Sprache ihr Ziel nur theilweise, so war noch weniger die Veranstaltung von dauerndem Erfolge begleitet, welche er traf, die alten Dichtwerke aus heidnischer Zeit dadurch vor dem Untergang zu bewahren, dass er eine Sammlung von ihnen anlegen liess. Diesen Dichtungen, weil sie das Gepräge ihres heidnischen Ursprungs trugen, war die Richtung der Zeit noch mehr entgegen, als der vaterländischen Dichtung und Sprache an sich; und sie sind daher auch sämmtlich zum unersetzlichen Verlust für die Entwickelungsgeschichte unseres Volkes untergegangen bis auf einige wenige Trümmer, die ein glückliches Ungefähr aus dem allgemeinen Schiffbruch bis auf unsere Tage gerettet hat. Diese sind um so höher zu schätzen, als sie die einzigen ursprünglichen Belege für die Beschaffenheit unserer ältesten Dichtkunst darbieten. So wenig umfangreich sie aber auch sind, so erhöhen sie doch durch ihre innere Beschaffenheit noch die Meinung, die wir uns muthmasslich zum Theil schon nach den Andeutungen des Römers Tacitus, mit grösserer Bestimmtheit nach den Aussprüchen und den prosaischen Auszügen aus alten Dichtungen, welche der Gothe Jornandes gegen die Mitte des 6. und der Longobarde Paul Warnefried's Sohn im Laufe des 8. Jahrh. ihren Geschichtswerken einverleibten, am bestimmtesten endlich aus dem in einer lateinischen Uebersetzung aus dem 10. Jahrh. uns erhaltenen Gedicht von Walther von Aquitanien und aus den vornehmlich im 13. und 14. Jahrh. in zwar neuen, aber auf alter Ueberlieferung ruhenden Bearbeitungen wieder zum Vorschein kommenden Dichtungsstoffen aus jenen frühsten Zeiten, wie den Nibelungen, der Gudrun u. s. w., uns von unserer ältesten Volksdichtung bilden müssen. In althochdeutscher Sprache beschränkt sich das Gerettete auf Folgendes:

Digitized by Google

1) Das Hildebrandslied.

In diesem köstlichen Denkmal ist uns leider nur ein Bruchstück eines alten Heldenliedes erhalten. Die jetzt auf der kurhessischen Landesbibliothek in Kassel befindliche, den Jesus Sirach und einige geistliche Schriften enthaltende Pergamenthandschrift, deren beide Deckblätter auf ihren äussern Seiten mit den erhaltenen Versen unsers Liedes beschrieben sind, stammt aus dem Kloster Fulda und ist gegen Ende der Regierung Karls d. Gr. niedergeschrieben. Die eigentliche Abfassung des Liedes ist aber wohl sicher mit W. Grimm (Deutsche Heldens. S. 25) noch in die vorkarolingische Zeit gegen den Anfang des 8. Jahrh. hin zu setzen. Darauf weist die Form der Sprache hin, welche mit der nahe verwandten, worin die beiden folgenden Merseburger Zaubersprüche abgefasst sind, vollkommen gleiches Alter verräth. Was Stammesartung betrifft, ist die Sprache des Liedes eine mitteldeutsche Mundart, die ihrem Gesammtgepräge nach entschieden zum hochdeutschen Sprachstamme gehörig, nur in einem Theil der Aspirationsverhältnisse und Vokalfärbungen und in einigen vereinzelten Erscheinungen der Wortbeugung mit der altniederdeutschen Sprache übereinstimmt. Die Heimat des Dichters ist nach ihr in dem mittlern östlichen Hessen und angränzenden Thüringen, also in den Gegenden der untern Fulda, untern Werra und der Unstrut zu suchen.

Die religiösen Anhaltspunkte, die das Bruchstück darbietet, sind der Art, dass sich nicht bestimmt entscheiden lässt, ob der Verfasser noch Heide, oder ob er schon Christ war. Doch spricht für einen heidnischen Dichter der Ausdruck *Irmingot*, der zwar so viel als «grosser Gott, Gott des Weltalls» bedeuten kann, welchen aber dennoch, als zu sehr an die bei Sachsen und Thüringern herrschende heidnische Verehrung der *Irminsûl* erinnernd, ein christlicher Dichter, namentlich ein neubekehrter dieser mitteldeutschen Gegenden nicht leicht von dem christlichen Gott würde gebraucht haben; auch dürfte wohl die Abfassung des Liedes noch vor das Jahr 722 fallen, mit welchem erst die eigentliche Ausbreitung des Christenthums durch den h. Bonifacius in diesen hessischen und thüringischen Gegenden begann. Wie dem aber auch sei, so viel ist gewiss, wie der Gegenstand des Liedes ein heidnischer, so ist auch die Darstellung des Dichters noch unberührt von christlichem Einfluss, und wir müssten in sofern die Dichtung den heidnischen beizählen, selbst wenn der Dichter schon den Namen eines Christen getragen hätte.

Das rechte Verständniss unsers Liedes hat sich seit seinem ersten Bekanntwerden (gedruckt wurde es zuerst in *Eccardi comment. de rebus Franc. orient. T. I. im Jahr 1729*) durch unendliche Schwierigkeiten hindurch ringen müssen. Es lagen diese aber nicht in einer dunkeln und schwierigen Ausdrucks- und Darstellungsweise des Dichters, denn diese könnte kaum klarer und einfacher sein, als sie ist; sondern vielmehr in der noch ungenügenden Kenntniss der alten Sprache, und in den Mängeln der einzigen vorhandenen Handschrift. Das Hauptverdienst ihrer Wegräumung haben die Gebrüder Grimm sich erworben, zuerst durch ihre Ausgabe des Liedes zu Cassel 1812; dann durch ihre fortgesetzten Bemühungen für dasselbe in den *Altdeutschen Wäldern*, wo, wie fortwährend in der deutschen Grammatik, besonders J. Grimm ihm seine Aufmerksamkeit zuwandte, während W. Grimm gelegentlich in der *Deutschen Heldensage* und insbesondere durch die Herausgabe eines trefflichen Facsimile der Handschrift unter dem Titel *De Hildebrando antiquissimi carm. teuton. fragmentum. Göttingen 1830* für dasselbe thätig war. Nächst ihnen leistete am meisten K. Lachmann durch die verdienstvolle kritische Bearbeitung des Liedes in den Abhandlungen der Berliner Akad. der Wissensch. Jahrg. 1833. Für einzelne Stellen gab das Richtige J. A. Schmeller, W. Wackernagel u. A.

Digitized by Google

In gleichem Grade, als mit der fortschreitenden Beseitigung der das Verständniss hemmenden Schwierigkeiten die richtige Auffassung des ganzen Inhaltes des Liedes weiter gediehen ist, hat sich auch das Urtheil über den künstlerischen Werth der Darstellung berichtigt und immer mehr zum Vortheil des Dichters gestaltet. So fällt denn in der Beziehung das günstigste und anerkennendste Urtheil einer seiner neuesten Würdiger, der geistvolle Verfasser der Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, G. G. Gervinus S. 52—56 (1. Ausg.), ein Urtheil, dem ich in allen Punkten beitreten muss. Gleichwohl ist vorauszusehen, dass sich dieses günstige Urtheil, so wie die kritische Herstellung und Erklärung des Textes Fortschritte macht, noch steigern wird. Denn mit Ueberraschung begegnet man in einer deutschen Dichtung dieser Zeit einer ächt antiken Darstellungskunst, bei der man sich auf griechischen Boden versetzt glaubt. Plan und Anlage, so weit solche in dem Bruchstück vorliegen, sind so künstlerisch-trefflich entworfen, dass Alles wie mit Nothwendigkeit in einander greift, sind im Ganzen wie im Einzelnen so geschickt auf das Endziel berechnet, dass Alles wie von selbst auf den bestimmten Ausgang hindrängt. Die einzelnen Gedanken, an sich kernhaft und treffend, sind in scharfem, sicherem Umriss hingestellt und so ebenmässig und logisch-bündig in ihren Bestandtheilen gegliedert, dass jedes Wort wiegt und wie aus dem Gesichtspunkt des Ganzen berechnet erscheint. Ein edles Mass, wie wir es nur an Griechen gewohnt sind, durchdringt alle Theile der Darstellung von den grössten bis zu den kleinsten. Das Ganze ist wie aus einem Guss, mit sichern festen Zügen plastisch wie ein Bildwerk hingestellt; nirgends etwas Ueberflüssiges, nirgends etwas Halbes.

Die ächt epische Ruhe, die über die ganze Darstellung, mag sie sich in gelassenen oder in erregten Gefühlen bewegen, ausgebreitet liegt, die dramatisch-anschauliche Form des Wechselgesprächs, das anspruchslose völlige Zurücktreten des Dichters in seiner Darstellung, der einfach edle Ausdruck erinnert an Homer: während andrerseits die Art, wie der Dichter seine Uebergänge sich durch sinnschwere Sätze und Ausrufungen bahnt; wie er in seinen stets den rechten Punkt treffenden Gedanken fast nur das Thatsächliche rein an sich hinstellt, das Band aber, das diese Gedanken verknüpft, die Anwendung, die Beziehung auf den rechten Punkt dem sinnigen Hörer oder Leser zutraut, etwas von pindarischem Stil hat. Näher auf diese Vorzüge der Darstellung hier einzugehen, gestatten die Grenzen nicht, die dieser Schrift gesteckt sind; ich muss mich begnügen, auf die in meinen unten folgenden Anmerkungen enthaltenen Andeutungen zu verweisen.

Zeigt sich in dem eben Berührten die kunstlerische Grösse des Dichters, so ist das edle Charakterbild, das er uns in dem alten Helden Hildebrand vor Augen stellt, ein Beleg für die Höhe, worauf der Dichter als Mensch steht. Wenn wir in den spätern Volks- und ritterlichen Heldendichtungen des Mittelalters meist nur der einseitigen Hervorhebung und Schätzung von Vorzügen, die weniger mit einem wahrhaft edlen und grossen Menschencharakter zusammenhängen, wie der mehr körperlichen Tapferkeit, des kriegerischen Muthes, der äussern feinen Weltsitte (Höfischheit) begegnen, so ist dies anders bei unserem Dichter. Die Züge, die er dem Charakter seines Helden verleiht, beweisen die Hochschätzung dessen, was die geistige und sittliche Natur des Menschen Grosses und Edles hat. Gleich von Anfang herein hebt er mit ausdrücklichen Worten an dem Helden hervor: die Ehrwürdigkeit, die das Alter gibt, (*her was hêrôro man,* Vers 6 vergl. mit V. 54, s. meine Anm.), die weise Besonnenheit (*feruhes frôtôro* Vers 7), gewonnen durch ein Leben reich an Thaten und Erlebnissen. Die Tugend der Tapferkeit ist natürlich die nothwendige Grundlage des Heldencharakters. Aber wie weiss der Dichter uns diese Tugend in seinem Helden durch den Verein, in dem sie mit andern sittlich grossen Eigenschaften auftritt, zu adeln und zu heben! Er lässt in Hildebrand's Reden und Benehmen das vollste und sicherste Gefühl seiner Heldenstärke hervorleuchten; aber nirgends

Digitized by Google

legt er ein einseitiges Gewicht darauf, nirgends lässt er dem Helden ein Wort entschlüpfen, das wie etwas Prahlerisches aussähe, etwas von dem rohen Trotz auf sein Heldenthum verriethe. Selbst den ehrenkränkendsten Vorwürfen gegenüber bewahrt der Held das edle Mass in Worten und Handlung, eine seelengrosse, sichere Selbstbeherrschung. Ja noch mehr, wo er den ungerechten Vorwürfen seines jugendlich übereilten Gegners die verdiente Zurechtweisung zu Theil werden lässt, sie als die Uebereilungen eines jungen Menschen ohne Lebenserfahrung und Weltkenntniss bezeichnet (Vers 44—46), welche Schonung, welche grossmüthige Milde legt er in den Tadel; er selbst schickt ihm die Entschuldigung voraus, das Glück in der Heimat (*dat dû habês hême hêrron gôten*) hat die Versäumniss veranlasst. Endlich zeigt uns der Dichter an seinem Helden durchgängig ein wahrhaft menschlich fühlendes, von seiner schrecklichen Lage schmerzlich zerrissenes Vaterherz, aber ein grosses, in ruhiger Fassung über das Schiksal erhabenes, das keinen Augenblick vergisst, was die in ihm angetastete Heldenehre gebietet. So hat uns der Dichter in Hildebrand einen eben so grossen als edlen Heldencharakter hingestellt, in dem die Tugenden des Kriegers mit den Tugenden des sittlichgrossen Menschen zur schönsten Harmonie verschmolzen sind. Auf welchem Standpunkt aber und auf welchem Wege sehen wir hiernach unsere alte Poesie, ehe fremd in das Leben des Volks hereintretende Mächte ihren Geist verkümmerten. Eine Entwickelung grossartig wie die griechische war im Beginn. Hätte uns das Glück den an sich so herrlichen Sagenstoff der Nibelungen von einem Dichter mit den künstlerischen und den menschlichen Eigenschaften, wie wir sie an dem Dichter dieses Bruchstücks finden, dargestellt überliefert, welch ein Werk würden wir haben! Wie aber? Schliessen wir vielleicht zu viel aus diesem nicht umfangreichen Denkmal? Könnten jene Zeichen nicht täuschen? Ich denke nein; die Werke des Genius und die Werke des Zufalls haben nichts mit einander gemein — in der Poesie so gut, wie in bildenden Künsten; und es würde vergebliche Mühe gewesen sein, einen Michel Angelo zu überreden, dass sein vielbewunderter Dorso durch Zufall aus der Hand eines schlechten Künstlers hervorgegangen.

Was den Inhalt unsers Bruchstücks betrifft, so schildert es eine einzelne Begebenheit aus dem reichen Sagenkreise, der sich an den grossen Ostgothenkönig Theodorich, den Besieger Odoakers und Eroberer Italiens, anlehnt. Diesen benennt unsere alte Heldensage Theotrich oder Dieterich von Bern, d. h. von Verona in Oberitalien, seinem jeweiligen Regierungssitze, und lässt ihn, der wirklichen Geschichte entgegen, von seinem Gegner Odoaker aus seinem Reiche vertrieben werden. Dies scheint wenigstens die Gestalt der Sage, wie sie unser der Geschichte noch näher stehendes Bruchstück darbietet. Doch wäre es möglich, dass auch hier schon, wie sicher später nach dem *chronicon Quedlinburgense* im Beginn des 11. und nach Eckehard's Bericht im *Chronicon Urspergense* im Anfang d. 12. Jahrh., Odoaker nur als Anstifter der Vertreibung gedacht wäre; Theotrich aber eigentlich vor dem weithingebietenden Ostgothenkönig Ermanarich, den die Sage als Oheim Theotrichs zu seinem ältern Zeitgenossen macht und über Italien herrschen lässt, geflohen wäre. Wie dem auch sei, Dieterich, der Sage nach des Landes flüchtig, begibt sich ostwärts zum Könige der Hunnen, zu Attila (der Name selbst kommt in unserem Liede nicht vor, doch ist unter dem *Hûneô truhtin* wohl sicher kein anderer gemeint). Dreissig Jahre lang verweilt er hier, dann kehrt er nach Italien zurück, sein Reich wieder zu erobern; mit ihm sein altehrwürdiger Erzieher und Schaarführer Hildebrand, der einst beim Wegzug aus dem Vaterland seine Gemahlin und einen noch unmündigen Sohn zurück gelassen hatte. Dies ist Hadubrand, der unterdess zum Helden herangereift, sich dem heimkehrenden Vater, den er nicht kennt und längst todt wähnt, unter Umständen, die wir aus dem Bruchstück nicht entnehmen können, feindlich entgegensetzt. Mit dem Augenblick, wo beide Gegner im Angesicht ihrer zu beiden Seiten aufgestellten Gefolgsmannschaften sich zum Einzelkampf ausfordern, beginnt unser Bruch-

Digitized by Google

stück. Die diesem Kampfe vorangehenden Wechselreden der beiden Helden, und ein Theil des Zweikampfs selbst, mit dem es abbricht, bilden den Inhalt desselben.

Es erübrigt nun noch die Frage, wie das Ganze beschaffen gewesen sein möge, von dem in unserm Bruchstück nur ein Theil vorliegt, ob es ein kleineres romanzenartiges Lied, das nur diesen Kampf zwischen Vater und Sohn zum Gegenstande hatte, oder ob es eine umfangreichere Heldendichtung gewesen sei. In Bezug auf diese Frage muss ich wieder ganz Gervinus beitreten, wenn er a. a. O. S. 55 sagt: «Ich behaupte nun geradezu, dass es vielleicht ausser einigen griechischen Resten keine rhapsodische Erzählung aus alter Zeit gibt, welche das Gepräge und die Fähigkeit zu einem engern Zusammenhang mit einem epischen Ganzen so deutlich an sich trägt, wie dieses Hildebrandlied; ja ich glaube ziemlich fest, dass wir, wenn wir nicht blos ein Bruchstück hätten, den bestimmten und ausgemalten Schluss jener anderen Lieder in unserem alten nicht finden würden, sondern dass uns auch vielleicht das Ende anderswohin weisen würde, eben wie gleich im Anfang das Interesse bei Andeutung von Hildebrands merkwürdiger und grosser Vergangenheit über die Gegenwart hinweg geht.» Wie könnte man von einem Dichter, der, so weit das Bruchstück vorliegt, die Kunst des allmäligen Vorbereitens und Motivirens (s. unten in den Anmerkk.) in so ausgezeichnetem Grade übt, erwarten, dass er seinem Liede einen in der Beziehung von seiner sonstigen Darstellungsweise so ganz abweichenden, völlig abgerissenen Eingang gegeben habe. Denn davon zu schweigen, dass wir über Ort und Zeit des Kampfes, über das Allgemeine der Persönlichkeit der Helden und ihre Vorgeschichte ganz im Dunkeln gelassen werden, auch über die Art des Zusammentreffens, über den Anlass zur Ausforderung erfahren wir kein Wort. Das gleicht gar nicht der sonstigen Art unsers Dichters. Zwar hat man sich, um das als eine allgemeine Eigenheit der alten Dichtkunst nachzuweisen, auf das Ludwigslied berufen; allein sehr mit Unrecht. Denn abgesehen davon, dass der Dichter des Ludwigsliedes in künstlerischer Rücksicht mit dem unsrigen kaum in einen Vergleich kommen kann, so ist auch keine Gleichheit des Falles vorhanden. Denn der Dichter des Ludwigsliedes besingt erstlich nicht einen Stoff aus der Vergangenheit, und in fernen Landen vorgefallen; sondern eine Begebenheit, die kaum vor Jahresfrist sich ereignet, die im eigenen Vaterlande statt gefunden und von dem eigenen Herrscher, von dem eigenen Volke dieses Landes war ausgeführt worden. Wenn also irgendwo, so war hier keine lange Vorbereitung der Hörer oder Leser nöthig, da diese, wenn nicht als Mitkämpfer der besungenen Schlacht, so doch durch die Erzählung davon hinlänglich unterrichtet waren. Gleichwohl beginnt der Dichter mit einer Vorgeschichte seines Helden, berichtet dann die Anlässe, welche die Schlacht herbeiführten, hierauf die Vorbereitungen zu derselben, ehe er zur Schlacht selbst kommt. Von alle dem in unserem Liede nichts, wo es doch viel nothwendiger war. Was die Formel des Anfangsverses *Ik gihôrta dat seggen* anlangt, so ist sie keineswegs ausschliesslich Eingangsformel eines Ganzen, im Gegentheil erscheint sie und die ihr gleichbedeutenden fast immer nur als Uebergangsformel zwischen den Abschnitten eines grössern Ganzen: so in Muspilli V. 36 *daz hôrt ih rahhôn;* im Heljand öfter *that gifragn ik* und selbst im Wessobrunner Gebet, wo sie allein als Anfang erscheint, könnte es dieselbe Bewandtniss haben: denn die Handschrift desselben trägt die Ueberschrift De poeta, was leicht so viel sagen könnte, als das sonst gewöhnliche e poeta, d. i. eine aus einem Dichter entnommene Stelle. Alles zusammengenommen, glaube ich daher, dass wir mit Sicherheit annehmen dürfen, von dem Ganzen der Dichtung, welcher unser Bruchstück angehörte, weder Anfang noch Schluss zu besitzen, sowie dass nach Anlage des Bruchstücks zu urtheilen, diese eine umfassendere Dichtung gewesen sein müsse, welche etwa Dieterichs Flucht zu den Hunnen, sein Aufenthalt bei ihnen und seine Rückkehr in das Vaterland, oder wenigstens die letztere zum Gegenstand hatte.

Digitized by Google

Ik gihôrta dhat seggen, dhat sih urhêttun
aenon dè tuênê man aenon muotin,
Hiltibraht enti Hadubrant, untar heriun tuêm
sunufatarungô. irô saro rihtun
garutun sê irô gûdhamun, gurtun sih irô suert ana
helidôs ubar ringâ, dô siê tô dero hiltiû ritun.

Hiltibraht gimahalta, — her was hêrôro man,
ferahes frôtôro, — her frâgên gistuont
fôhêm wortum, wer sîn fater wâri
fireô in folche: tuo framchumft, quad her, dina
chûd mî, welihhes chunnes eddo welihhes chnuosles dû sîs.
ibu dû mî aenan sagês, ik mî dê ôdrê wêt,
chind, in chunincrîche chûd ist mir al irmindeot.

Hadubraht gimahalta, Hiltibrantes sunu:
dat sagêtun mî sus êr liutî,
altê anti frôtê, deâ êr hina wârun,
dat Hiltibrant haetti mîn fater, ik heittu Hadubrant.
forn her ôstar gihueit, flôh her Ôtachres nîd
hina miti Deotrîhhe enti sînerô deganô filu.
her furlaet in lante luttila sitten
brût in bûre, barn unwahsan;
arbeolaosa her laet aftar sîna deot.
sîd Dêtrîhhe darbâ gistuontun
fater êres mînes. dat was sô friuntlaos man;
her was Ôtachre ummett irri,
deganô dechisto, unti Deotrîhhe darbâ gistôntun.
her was êo folches at ente, imo was êo feheta ti leop;
chûd was her duruh chônî chônnêm mannum;
ni wâniu ih, iu lîb habbê, der was dâr leobêr fater mîn.
Hiltibrant, der recchco hêr, Heribrantes sunu.

Wèsttu, — Irmingot, quad Hiltibraht, obana ab hevane! —
dat dû nêo danahalt dine ni gileitôs
mit sus sippan man, sô ih selbo dir bim?
— want her dô ar arme wuntanê bougâ,

Digitized by Google

cheisuringû gitân, sô imo sê der chuning gap,
Hûneô truhtîn, — «dat ik dir it nû bî huldî gibu.»

Hadubraht gimâlta, Hiltibrantes sunu:
mit gêrû scal man gebâ infâhan,
ort widar orte, dû bist dir, altêr Hûn,
ummet spâhêr, spenis mih mit dînêm
wortun, wili mih dînû sperû werpan;
pist alsô gialtêt man, sô dû êwîn inwit fôrtôs.
dat sagêtun mî sêolîdantê
westar ubar wentilsêo, dat inan wîc furnam;
tôt ist Hiltibrant, Heribrantes suno.

Hiltibraht gimahalta: wela gisihu ih in dînêm hrustim,
dat dû habês hême hêrron gôten;
dat dû noh bî desemo rîche reccheo ni wurti.
welaga nû, waltant got, quad Hiltibrant, wêwurt skihit!
ih wallôta sumarô enti wintrô sehstîc ur lante,
dâr man mih êo scerita in folc sceotantêrô.
sô man mir at ênîgêrû burc banûn ni gifasta;
nû scal mih suasat chind suertû hauwan,
bretôn mit sînû billiû, eddo ih imo ti banin werdan.
doh maht dû nû aodlîhho, ibu dir dîn ellen taoc,
in sus hêremo man hrustî giwinnan,
raubâ bihrahanen, ibu dû dâr ênîc reht habês.
der sî doh nû argôsto, quad Hiltibrant, ôstarliutô,
der dir nû wîges warnê, nû dih es sô wel lustit.
gûdea gimeinûn niusê dê môttî,
werdar sih derô hregilô hiutû hrûmen muotti,
erdo deserô brunnônô bêdêrô waltan.

Dô laettun sê aerist askim scrîtan
scarpên scûrim, dat in dêm sciltim stônt.
dô stôptun tô samane, staimbort chludun,
heuwun harmlîcco huîttê sciltî,
unti im irô lintûn luttilô wurtun
giwigan miti wâpnum. . . . . .

Digitized by Google

Uebersetzung.

Durch Sag' im Volk erfuhr ich, dass heraus sich forderten
einzig die zwei Männer zu einz'lem Messgefechte,
Hildebrand und Hadubrand, inmitten zweier Heere
der Sohn- und Vatermannen. Sie setzten in Fassung ihre Wehr,
in Stand die Streitgewande, schnallten ihre Schwerter an,
die Tapfern, über die Ringe, da sie zum Treffen ritten.

Hildebrand erhob das Wort —er war der höher bejahrte Mann,
im Geiste vorbedächt'ger —: er begann zu fragen
mit kurzgefassten Worten, wer sein Vater wäre
der Männer in dem Volke: gib Meldung deiner Vordern mir,
versetzt' er, welches Stammes oder welches Geschlechts du seist.
Wenn du mir Einen sagest, weiss die Anderen ich mir,
Kind, im Königreiche ist kund mir das gesammte Volk.

Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter:
dieses haben wir gesagt so vorzeiten Leute,
alte und erfahr'ne, die ehe fuhren hinnen,
dass Hildebrand mein Vater hiess, ich heisse Hadubrand.
Vormals er nach Osten ging, floh vor Odoakers Hass
von dannen mit Theotrich und seiner Tapfern vielen.
Er liess dahier im Lande verlassen sitzen
eine Gattin in der Wohnung, einen Knaben unerwachsen;
ohne Herrschaftserben hinterliess sein Volk er.
Späterhin ward Theotrich betroffen vom Verluste
weiland meines Vaters. Das war ein Mann so freundgetrennt;
er war auf Odoaker unversöhnlich aufgebracht,
der trefflichste der Tapfern, bis den Theotrich dessen Verlust traf.
Er war an Volkes Spitze stets, ihm war Gefecht stets allzu lieb,
bekannt ob seiner Kühnheit war er kühnen Männern;
nicht wähn' ich noch am Leben ihn, der war mein lieber Vater,
Hildebrand den Heldengreis, Heribrands Erzeugten.

Weist du — bei Gott, rief Hildebrand, dem Grossen im Himmel oben —,
dass du niemals schon zuvor einen Strauss ausfochtest
mit so eng versipptem Mann, als ich selber es dir bin.
— Er wand da vom Arme gewund'ne Armringe,

Digitized by Google

aus Kaisergoldstücken gemacht, wie sie ihm der König gab,
der Hunnen Hochgebieter — «so dass ichs aus Huld dir nun gebe.»

Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter:
mittelst des Geres soll ein Mann Gaben empfahen
Eisen gegen Eisen. Du bist, alter Hunne, dir
allzu sehr auf List bedacht, lockest mich mit deinen
Worten, dieweil du willst mit deinem Speer mich werfen;
bist ein ebenso alter Mann, als du Arglist übtest lebenslang.
Das haben mir gesagt Seefahrer, segelnd
westwärts über das Weltmeer: dass weggerafft ihn Krieg hat;
todt ist Hildebrand, Heribrands Erzeugter.

Hildebrand erhob das Wort: wohl seh' ich an deiner Heldenwehr,
dass daheim du habest einen guten Herrscher,
dass noch bei diesem Fürsten nicht als Flüchtling du die Fremde sahst.
Doch weh! allwaltender Gott, rief Hildebrand, das Wehe naht!
Ich wanderte der Sommer und Winter sechzig im Elend,
wo man mich immer schaarte in das Volk der Schiessenden.
Gleichwohl hat vor keiner Stadt den Streich des Tods man mir versetzt.
Nun soll mich mein leiblich Kind erlegen mit dem Schwerte,
zerschmettern mit seiner Streitaxt, oder ich ihm Schlächter sein!
Dennoch magst du ohne Müh', wenn dir deine Mannheit taugt,
an so würdig-altem Mann nun Waffenpreis gewinnen,
Rüstungsraub erringen, wenn du da einig Recht hast.
Der müsste der feigste Mann doch sein des Morgenlands, rief Hildebrand,
der dir nun Streits sich sträubte, da dess so stark dich lüstet!
Kampf mit gleichen Waffen erkiese die Begegnung,
wer des Wehrgeschmeides heut verwaist ausgehen müsse,
oder der Brustpanzer hier beider sich bemächt'gen.

Da liessen sie's zuvörderst mit Lanzen drein schmettern
in scharfem Sturmesanbraus, dass es in Schilden starrte.
dann sprengten sie zusammen, trafen zerstäubend den Steinbesatz,
hieben herben Streiches hellweisse Schilde,
bis ihnen ihre Linden leck in Stücke fielen
zerschellt von Schwertstreichen. . . . . .

Digitized by Google

2) Die beiden Merseburger Zaubersprüche.

Diese beiden kleinen Dichtungen, welche, wie schon der Inhalt lehrt, zuverlässig dem deutschen Heidenthume angehören, sind erst im Jahre 1841 von Georg Waitz in dem alten Bücherschatze des Domkapitels zu Merseburg entdeckt, und darauf von J. Grimm in den Abhandlungen der Berliner Akad. d. Wissensch. vom Jahr 1842 mit Erläuterungen begleitet bekannt gemacht worden. Sie befinden sich in einer Pergamenthandschrift jener Bibliothek, welche theologische Abhandlungen, Gebets- und Beschwörungsformeln enthält, und sind in Schriftzügen des 10. Jahrh. geschrieben. Die Sprachform aber, in der sie abgefasst sind, erscheint wenigstens gleich alt mit der des Hildebrandsliedes und weist auf die Gränzscheide des 7. und 8. Jahrhunderts. Auch das mundartliche Gepräge derselben steht von der Sprache des Hildebrandsliedes nicht sehr fern, stellt sich, wie diese, als eine mitteldeutsche, noch dem hochdeutschen Sprachstamm angehörige Mundart mit niederdeutschen Eigenheiten dar, und wird von J. Grimm in die unteren Saalegegenden gesetzt, wo hoch- und niederdeutsche Mundart sich berühren.

Was den Inhalt angeht, so ist das erste Denkmal, das man mit dem am meisten kennzeichnenden Worte *Idisî* (d. h. Jungfrauen, hier die das Schicksal der Schlachten lenkenden Walküren) zu bezeichnen pflegt, ein Zauberspruch zur Lösung der Fesseln eines in Gefangenschaft gerathenen Kriegers; das zweite, das man nach den Worten *Balderes volon* benannt hat, eine Besprechungsformel zur Heilung der Fussverrenkung eines Pferdes. Diese Art Sprüche, die immer Ausdruck eines von übermenschlichen Mächten zu verwirklichenden Wunsches sind, bilden in unserer alten Poesie eine besondere Gattung kleiner Dichtungen, für die eine ziemlich feststehende logische Einkleidungsform herkömmlich war. Es wird nämlich fast immer eine kurze Erzählung, oft blos eine Erwähnung eines früher dagewesenen ähnlichen Falles, in welchem wirklich oder angeblich erfolgt ist, was gerade begehrt wird, vorausgeschickt, und daran denn der Wunsch geknüpft, dass im vorliegenden Fall dasselbe geschehen möge, was in jenem geschah. Es ist die Einkleidungsform dieser heidnischen Wunschsprüche auch in christlicher Zeit beibehalten worden, und wir finden sie nicht nur in den ähnlichen sympathetischen Besprechungsformeln aus christlicher Zeit, z. B. in der altniederdeutschen:

Visc flôt aftar themo watare verbrustun sîna fetherun
thô gihêlida ina ûse druhtîn. the selvo druhtîn,
thie thena visc gehêlda, thie gehêlê that hors
theru spurihelti. Amen.

sondern auch in wirklichen Gebeten, denn das folgende Wessobrunner Gebet hat ganz dieselbe Einkleidung.

a) Idisî.

Zauberspruch zur Lösung der Fesseln eines Kriegsgefangenen.

Eiris sâzun Idisî, sâzun *êra duondi;*
sumâ hapt heptidun, sumâ heri lezidun,
sumâ clûbôdun umbi cunniô wîdî:
in*fliuh* haptbandum, invar vîgandum!

Digitized by Google

Uebersetzung.

Einstmals sassen Idise, sassen ihr Amt übend;
Ein'ge verhängten Gefangenschaft, ein'ge hielten das Heer zurück,
Ein'ge knüpften los umher der Knechtschaft Ketten:
Entfleuch Gefangenschaftsbanden, entweiche den Feinden!

---

b) Balderes volon.

Besprechungsformel gegen die Fussverrenkung eines Pferdes.

Phol ende Wôdan vuorun zi holza:
dû wart demo Balderes volon sîn vuoz birenkit.
dû higuol en Sinthgunt, Sunnâ erâ suister;
dû biguol en Frûâ, Vollâ erâ suister;
dû biguol en Wôdan, sô he wola conda:
sôse bênrenki, sôse bluotrenki,
sôse lidirenki: sus gilicho râmê nû
bên zi bêna, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sôse gilîmida sîn.

Uebersetzung.

Phol und Wodan fuhren zu Walde:
da ward Balders Fohlen sein Fuss ausgerenket.
da besprach ihn Sinthgunt, Sonne ihre Schwester;
da besprach ihn Frua, Volla ihre Schwester;
da besprach ihn Wodan, wie er wohl des kundig war,
so die Beinverrenkung, wie die Blutverrenkung,
wie die Gelenkverrenkung: so lege jetzt auch richtend sich
Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Gelenk zu Gelenken, als ob geleimt sie seien.

Digitized by Google

II.

Alliterirende Dichtungsreste aus christlicher Zeit.

Mit dem Uebertritt des deutschen Volkes zum Christenthum bricht seine ältere volksthümliche Dichtung, welche sich freudig in den weiten Gefilden seiner Götter- und Heldensage ergangen hatte, was die bisherigen Darstellungsstoffe betrifft, mit einem Male ab. Kein Stoff dieser Art findet in den ersten christlichen Jahrhunderten mehr eine Behandlung. An die Stelle der bisher vom ganzen Volke gepflegten und weiter gebildeten Götter- und Heldendichtung tritt von Karls d. Gr. Zeit ab die ausschliesslich von Geistlichen gehandhabte christliche Dichtung, welche sich nur mit biblischen und religiösen Darstellungsgegenständen befasst. Nicht ganz so schnell, wie des früheren Inhaltes, konnte sich diese geistliche Poesie der sprachlichen und metrischen Form der alten Volksdichtung entäussern. Daher sehen wir zunächst das überkommene, durch die Alliteration oder den Stabreim bestimmte Gepräge der Versbildung, sowie die altepischen Ausdrucksformeln und Redewendungen noch eine Zeit lang fortdauern, und so lange diese Form besteht, weht auch noch etwas herüber von dem frischen Geiste, von der kernigen Kraft und Erhabenheit der alten Poesie. Mit Otfrieds Evangelienharmonie, deren Abfassung zwischen 863 und 872 fällt, ändert sich auch dieses. Die neue Poesie kleidet sich von da an auch in eine ihrem Inhalt mehr zusagende neue Form; an die Stelle der Alliteration tritt der Endreim. Was uns aus der zwischen liegenden Uebergangszeit von alliterirenden christlichen Dichtungen in althochdeutscher Sprache erhalten ist, beschränkt sich auf folgende zwei Stücke:

1) Das Wessobrunner Gebet.

Dieses älteste Denkmal christlicher Dichtung in deutscher Sprache ist uns in einer aus dem bairischen Kloster Wessobrunn stammenden Handschrift des 8. Jahrh., welche verschiedene meist theologische Aufsätze enthält (s. Graff's Diutisk. II, 368—372) und gegenwärtig auf der Bibliothek zu München aufbewahrt wird, erhalten. Seine Abfassung fällt unter Karls d. Gr. Regierung gegen Ausgang des 8. Jahrh. Es hat, wie schon bemerkt, ganz die logische Form eines heidnischen Zauberspruchs, indem erst an die vorausgeschickte Erzählung, wie Gott schon bei Anbeginn der Welt seine Gnade und Wohlthaten über das Menschengeschlecht ausgebreitet habe, die eigentliche Bitte um gleich gnädige Gewährung dessen, was erfleht wird, angereiht ist. Das kleine Gedicht ist vielfach bearbeitet und herausgegeben worden. Ich erwähne nur die Ausgabe der Gebrüder Grimm, Cassel 1812 (zugleich mit dem Hildebrandslied), das Wessobrunner Gebet herausg. von W. Wackernagel, Berlin 1824, und die Erläuterungen zum Wessobrunner Gebet von H. F. Massmann.

Gleichwohl ist die metrische Gestalt desselben bisher mehr, wie bei irgend einem der hier behandelten Stücke, im Argen geblieben, weil man einige Lücken der Handschrift nicht gehörig erkannt, und deshalb theils in der ersten Hälfte die Verse unrichtig geordnet, theils die zweite Hälfte für Prosa angesehen hat. Erwähnt wurde schon beiläufig im Vorhergehenden, dass das Gedicht vielleicht nur ein aus einer grössern Dichtung entlehntes Stück ist, da die Handschrift ihm die Ueberschrift De poeta gibt, welches leicht so viel, als das gewöhnliche e poeta, d. h. aus einem Dichter entnommen, könnte heissen sollen.

Digitized by Google

Dat gafregin ih mit firahim firiwizzô meistâ,
dat ero ni was noh ûfhimil in anaginne;
noh paum noh pereg ni was, noh plômo noh gafildi,
ni sterro nohheinig noh sunnâ ni scein,
noh mâno ni liuhta noh der marcosêo.
Dô dâr niwiht ni was enteô ni wenteô,
enti dô was der eino almahtîco cot,
mannô miltisto; enti dô wârun auh manakê
mit inan cootlîhhê keistâ. Enti cot heilac,
cot almahtîco, dû himil enti erda gaworahtôs,
enti dû mannum sô manac coot forgâpi:
forgip mir in dînô gnâdâ rehta glaupa
enti côtan willeon, wîstôm enti spahida,
côterô tâteô tôhtî enti craft tiuflun
za widarstantanne, enti arc za piwîsanne,
enti dînan willeon za gawurchanne.

Uebersetzung.

Das hör' ich in der Menschenwelt als höchstes Menschenwissen,
dass im Anfang nicht die Erde war, nicht der überwölbende Himmel;
dass auch Baum und Berg nicht war, nicht Blume nicht Gefilde,
auch nicht irgend noch ein Stern und nicht die Sonne stralte,
auch der Mond nicht Schimmer gab und nicht des Meeres Spiegel.
Als da nicht das Geringste war von Räumen und von Gränzen,
da war bereits der Eine, in Allmacht waltende Gott,
der Menschen mildester Vater; und waren auch in Menge
gute Geister mit ihm. Und, o Gott heilig,
Herr allmächtig, der du Himmel und Erde schufest,
und der du den Menschen so manches Gute gabest;
gib an deine Gnade mir den rechten Glauben,
dazu auch guten Willen, Weisheit und Klugheit,
zu guten Thaten Tüchtigkeit und die Kraft den Teufeln
Widerstand zu leisten, und mich vor Arg zu wahren,
sowie deinen Willen wirkend zu vollbringen.

Digitized by Google

2) Muspilli.

(Weltbrand.)

Dieses Bruchstück einer christlichen Lehrdichtung, welches die Vorstellungen des Zeitalters vom Untergang der Welt durch Feuer und vom jüngsten Gericht unter sittlichem Gesichtspunkt behandelt, ist von J. A. Schmeller in einer Emmeramer Handschrift der königl. Bibliothek zu München aufgefunden und im Jahr 1832 unter dem Titel: Muspilli. Bruchstück einer althochdeutschen alliterierenden Dichtung vom Ende der Welt mit Facsimile und Glossar herausgegeben worden. Die Abfassung dieses Gedichts fällt ganz in den Anfang des 9. Jahrh. Der Dichter gehörte nach J. Grimm's Annahme (deutsche Myth. S. 768 und 771 (2. Ausg.), S. 466 (1. Ausg.) dem bairischen Volksstamm an. Die Auffindung dieser Dichtung hat unbestreitbar bewiesen, dass, was früher noch von Manchem bezweifelt wurde, die Alliteration in ältester Zeit die allgemeine Dichtform aller germanischen Völker, nicht blos der nördlichen gewesen sei. Merkwürdig ist uns das Gedicht andererseits auch dadurch, dass es uns zeigt, wie bei dem neubekehrten deutschen Volke die alten heidnischen Religionsvorstellungen mit den biblisch-christlichen sich mischten. Denn die Schilderung vom Weltende durch Feuer trägt unverkennbare, selbst bis auf die Worte übereinstimmende Züge heidnischen Glaubens. Nach diesem sollte einst beim Nahen der grossen Götternacht die Götter- und Menschenwelt in einem gewaltigen Kampfe, worin alle bis dahin niedergehaltenen bösen Urmächte losbrechen, die Sterne vom Himmel fallen, die Erde bebt und die Berge wanken, insbesondere von Surtr, dem Beherrscher der im Süden gedachten und (in der Edda) Muspell oder Muspellheimr genannten Feuerwelt, und seinem leuchtenden Heere angegriffen, den Untergang finden, und aus diesem Weltbrande (*Muspilli*) dann eine neue Erde und neuer Himmel mit verjüngten Göttern hervorgehen. Von diesem in hochpoetischen Farben geschilderten Weltende hat der mit der heidnischen Dichtung noch bekannte Verfasser unsers Bruchstückes manche grossartige Züge auf die Schilderung des jüngsten Gerichtes und des christlichen Weltunterganges übergetragen. Elias vertritt darin im Allgemeinen die Stelle des heidnischen Donar (Thor), der Antichrist die des Surtr. Vergl. J. Grimm deutsche Myth. S. 768—776 (2. Ausg.). Auch Darstellung und Ausdrucksweise unsers Dichters spiegelt noch die Frische, Kraft und Erhabenheit unserer alten Volkspoesie.

Wola ist durft mihhil allerô mannô welihhemo,
der dâr hiar in weroltî kiwerkôta upilo,
daz er kâhê zi kinesanne duruh kotes kinâdâ
enti rettê sêla sîna ar Satanâses hentî,
êr sîn tac biquemê, daz er tôwan scal.
wanta sâr sô sih diu sêla in den sind arhevit,
enti si den lihhamun likkan lâzzit:
sô quimit ein heri fona himilzungalon,
daz andar fona pehhe; dâr pâgant siu umpi.
sorgên mac diu sêla, unzi diu suona argêt,
za wederemo herie si gihalôt werdê.

Digitized by Google

wanta ipu sia daz Satanâses kisindi kiwinnit,
daz leitit sia sâr, dâr iru leid wirdit,
in fûir enti in finstrî: dazî ist rehto virinlîh ding.
upi sia avar gehalônt diê, diê dâr fona himile quemant,
enti si derô engilô eigan wirdit,
diê pringent sia sâr ûf in *paradîsi.*
dârî ist lîp âno tôd, lioht âno finstrî,
selida âno sorgûn: dâr nist nêoman siuh.

Denne in paradîsû pû kewinnit der man,
hûs in himile, dâr quimit imo hilfâ kinuok.
pî diû ist durft mihhil, daz in es sîn muot kispanê,
daz er kotes willun kerno tûo,
enti hellâ fûir, harto wîsê,
pehhes pîna, dâr piutit der Satanas
hartôst heizzan laue. sô mac huckan za diû,
sorgên drâto, der sih suntîgan weiz.
wê demo in finstrî scal sînô virinâ stûên,
prinnan in pehhe! daz ist rehto palwîc dink,
daz der man harêt ze gote, enti imo hilfa ni quimit.
piwânit sih kinâdâ diu wênagâ sêla,
ni ist in kihuctin gote himiliskin;
wanta hiar in werolti si dara after ni werkôta.
sô denne der mahtîgo khuninc daz mâhal kipannit,
dara dâr scal queman chunnô kilîhhaz,
denne ni kitar parnô nohhein den pan furisizzan,
ni allerô mannô welîh ze demo mâhale sculi.
dâr scal er vora demo rihhe az rahhu stantan,
pî daz er in werolti kiwerkôt habêta.

Daz hôrt ih rahhôn diâ weroltrehtwîson:
daz sculi der antichristo mit Êliâse pâgan.
der warch ist kiwâfanit; denne wirdit untar in wîc arhapan.
khenfun sind sô kreftîc, diu kôsa ist sô mihhil!
Êlîas strîtit pî den êwîgon lîp,
wili den rehtkernon daz rihhi kistarkan:
pî diû scal imo helfan, der himiles kiwaltit.

Digitized by Google

der antichristo stêt pî demo altfîante,
stêt pî demo Satanâse, der inan farsenkan scal:
pî diû er in dero wîcstetì wunt scal pifallan,
enti in demo sinde sigalôs werdan.

Doh wânit des vilo gotmannô, daz Êlîas arwartit werdè.
sâr sô daz Êlîâses pluot in erda kitriuſit,
sô inprinnant diè pergâ, poum ni kistentit
einîc in erdu, âhâ artruknênt,
mûor varsuilhit sih, suilizôt lougiû der himil,
mâno vallit, prinnit mittilagart,
stein ni kistentit in erdu. verit denne stuatago in lant,
verit mit diû vûirû virihô wîsôn:
dâr ni mac denne mâc andremo vora demo Muspille helfan.

Denne daz preitâ wasal allaz varprinnit,
enti vûgir enti luft iz allaz arfurpit:
wâr ist denne diu marha, dâr man dâr êo mit sînên mâgon piec?
diu *stat* ist farprunnan; diu sèla stêt piduungan,
ni weiz mit wiû puazê; sâr verit si za wîze.
pidiû ist demo manne sô guot, denner ze demo mahale quimit,
daz er rahhônô welîhha rehto arteilê:
denne ni dârf er sorgên, denne er ze deru suonu quimit.
ni weiz der wênago man, wielîhhan wehsil er hapèt,
denner mit dên miatôn marrit daz rehtâ,
daz der tiuval dâr pî kitarnit stentit;
der hapêt in ruovu rahhônô welîhha,
daz der man êr enti sîd upiles kifrumita;
daz er iz allaz kisagêt, denne er ze deru suonu quimit.
ni scolta sîd mannô nohhein miatûn intfâhan.

Sô daz himiliskâ horn kihlûtit wirdit,
enti sih der in den sind arhevit, der dâr suonnan scal,
enti arteilan scal tôtên enti lepentên:
denne hevit sih mit imo heriô meistâ;
daz ist allaz sô pald, daz imo nioman kipâgan ni mac.
denne verit er ze deru mâhalstetî, deru dâr kimarchôt ist;

Digitized by Google

dâr wirdit diu suona, dia man dâr io sagêta.
denne varant engilâ upar diô marhâ,
wechant deotâ, wîssant ze dinge.
denne scal mannô gilîh fona deru moltu arstên,
sih lôssan ar lêwô vazzôn; scal imo avar sîn lîp biqueman,
daz er sîn reht allaz kirahhôn muozzi,
enti imo after sînên tâtin arteilit werdê.
denne der gisizzit, der dâr suonnan scal,
enti arteillan scal tôtên enti quekkhên;
denne stêt dâr umpi engilô menigî,
guotêrô gomônô gart sô mihhil!
dara quîmit ze deru *suonsteti* sô vilo, dia dâr arstênt!
sô dâr mannô nohhein wiht pimîdan ni mak:
dâr scal denne hant sagên, houpit sprehhan,
allêrô lidô welîh, unzi in den luzîgun vinger,
waz er untar desên mannun mordes kifrumita.
dâr ni ist êo sô listîc man, der dâr iowiht arliugan megi,
daz er kitarnan megi tâtô dehheina,
niz al fora demo khuninge kikhundit werdê;
ûzzan er iz mit alamûsanu furgulti êr allaz
enti mit fastûn diô virinâ kipuazti.
denne suntîc nist, der kipuazit hapêt, denne er ze deru suonu quimit.
wirdit denne furikitragan, daz frôno chrûci,
dâr der heilîgo christ ana arhangan ward:
denne augit er diô mâsûn, diô er in deru menniskî intfiang,
dia er duruh deses mancunnes . . . . . .
. . . . . .

Uebersetzung.

Wohl dringendes Bedürfniss legt dar sich jedem Sterblichen,
welcher in der Welt hier gewandelt hat in Sünden,
dass er bei Gottes Gnade Vergebung schleunig suche,
und seine Seele rette aus des Satans Händen,
ehe sein Tag erscheint, da er den Tod soll schauen.
Denn alsobald zum Scheiden sich schwingt empor die Seele,

Digitized by Google

und hinter sich den Leichnam liegen lässet:
so nahet eine Heerschaar von des Himmels Sternen,
eine andre von der Hölle: dann heben rings sie Kampf an.
In Sorge mag die Seele sein, bis die Entscheidung ergeht,
zu was für einer Heerschaar sie geholet werde.
Denn wofern des Satans Gesinde sie gewinnet,
das leitet sie sogleich dahin, wo ihr Leid begegnet
in Feuer und in Finsterniss: das ist ein gar furchtbar Loos.
Wenn die sie aber holen, die da vom Himmel kommen,
und sie an die Engel als Eigenthum gelanget;
Die führen sie empor sofort zum Paradiese.
Da ist Leben ohne Tod, Licht ohne Finstre,
Wohnung ohne Sorgen, wo da Siechthum Niemand kennt.

Wenn im Paradiese seinen Platz der Mensch erhält,
Heimat in dem Himmel, so wird ihm Hilfe gnug zu Theil.
Noth thut es drum so dringend, dass dess er wohl gedenk sei,
dass er den Willen Gottes gerne vollbringe
und vor der Hölle Feuer sich hüte mit Fleisse,
vor der Verdammniss Strafen, wo darbeut Satanas
aufs höchste heisse Glut. Drum mags zu Herzen nehmen,
ernstlich in Sorge sein, wer sich der Sünde dienstbar weiss.
Wehe, wer im Finstern soll seine Frevel sühnen,
brennen in dem Büssungspfuhl. Das ist ein gar banges Loos,
dass auf zum Himmel schreit der Mensch, und ihm Hülfe nicht erscheint.
Hegt auf Gnade Hoffnung die hartbedrängte Seele,
sie steht nicht in der Hut mehr Gottes in dem Himmel,
weil in der Welt hier waren danach nicht ihre Werke.
Wann dann der mächt'ge König zur Malstatt des Gerichts ruft,
Wovor da ein sich finden soll der Völker jedwedes:
dann darf kein Erdgeborner das Aufgebot versäumen,
dass nicht jeder männiglich zur Malstätte müsste.
da soll er vor dem Richterstuhl zu Rechenschaft stehen,
darob was in der Welt hier für Werke er vollbrachte.

Das hab' ich hören kund thun des Weltgeschickes Kenner:
es sei dem Antichrist bestimmt zu streiten mit Elias.

Digitized by Google

der Wüthrich steht gewaffnet; dann heben sie den Weltkampf an.
die Streiter sind so stark an Kraft, des Streites Ziel es ist so gross!
Es kämpfet Elias den Kampf ums ew'ge Leben,
er ringet, den Gerechten das Reich fest zu gründen:
darum wird ihm helfen, der im Himmel waltet.
Es stehet der Antichrist zur Seite dem Altfeind,
zur Seite dem Satanas, der senken ihn in Abgrund soll:
weswegen auf der Walstatt verwundet er soll fallen
und bei dem Versuche des Siegs verlustig werden.

Doch lehren der Gottesgelehrten viel, dass Elias verletzt werde.
Sobald des Elias Blut zu Boden niederträufelt,
gerathen in Brand die Berge, es bleibt der Bäume keiner
auf der Erde stehen, die Ströme vertrocknen,
des Meeres Flut verflüchtigt sich, in Flammen geht der Himmel auf,
herabstürzt der Mondball, in Asche sinkt die Menschenwelt,
kein Fels steht fest auf Erden. Dann fährt der Sühnungstag ins Land,
er fährt daher mit Feuersglut die Völker heimzusuchen:
da kann Verwandter Verwandtem denn nicht vor dem Weltbrand helfen.

Wenn die breite Erdflur verbrennet allzumal,
und das Feuer und die Luft sie frisst und feget gar hinweg:
wo sind die Schranken denn, wo stets man stritt mit Sippenhilfe?
Die Stätte ist hinweg gebrannt, die Seele stehet bangbedrängt;
Sie weiss den Fehl zu sühnen nicht, so fährt sie hin zur Strafe.
Drum ist dem Manne es so gut, dass wenn er hin zur Malstat geht,
er in jedwedem Rechtsfall gerecht das Urtheil fälle.
dann kann er unbekümmert sein, wann kommt das künftige Gericht.
Es weiss der arme Erdensohn nicht was er dafür erntet,
wenn er um Gabenspende nach Gunst den Gang des Rechts beugt,
nicht, dass der böse Feind dabei im Verborgnen stehet,
der in Anrechnung schreibt jedweden einz'len Umstand
was früher oder später für Fehle der Mensch beging.
dass er es alle rüget, wann zum Gericht er hinkommt.
Nicht sollt' ein Sterblicher sonach Geschenke nehmen!

Wenn das himmlische Horn hallend erdröhnet,
und der zum Aufbruch sich erhebt, der das Urtheil fällen,

Digitized by Google

und den Lohn ertheilen wird Lebenden und Todten:
dann erhebet sich mit ihm der Heerschaaren grösste;
die ist allesammt so kühn, dass Niemand mit ihr kämpfen kann.
Dann zieht er her zur Malstatt, zu der die Marken sind beraumt.
daselbst ergehet das Gericht, von dem man immer redete:
dann fahren Engel über die Marken,
wecken die Völker, weisen sie zur Malstatt.
Dann wird jeder Sterbliche von dem Staube erstehn,
entled'gen sich von Hügels Last; wird wieder seinen Leib empfahn,
damit von all seinem Recht er Rede gebe,
und ihm nach seinen Thaten ertheilt das Urtheil werde.
Wann zu Gericht der sitzet, der da Recht sprechen,
und den Lohn ertheilen wird Lebenden und Todten:
dann steht herum im Umkreis der Engel Menge,
von guten Sterblichen eine so grosse Schaar!
da kommen zur Richtstätte hin so viele, die da erstehn!
Dennoch vermag kein Menschenkind da etwas zu bemänteln:
da wird die Hand denn sagen, das Haupt wird sprechen,
der Glieder jedwedes bis auf den kleinen Finger,
was unter diesen Menschen für Mordthat er begangen.
Da ist denn kein so list'ger Mann der was erlügen möchte,
dass er verhehlen könnte der Handlungen eine,
und es dem König käme nicht alle zur Kunde;
wofern mit Almosen er zuvor nicht alles gut gemacht,
und vermittelst Fasten die Fehle abgebüsst hat.
Denn sündenrein ist, wer gebüsst, wann er zum Sühngerichte kommt.
Es wird dann hergetragen das hehre, geweihte Kreuz,
an welchem Christ, der Heilige, zur Kreuzigung erhöht ward:
dann zeiget er die Malen, die in der Menschheit er empfing,
die er um dieses Menschengeschlechts . . . . . .

Digitized by Google

Anmerkungen zum Hildebrandslied.

Zu Vers 1. Versmass und Alliteration lehren, dass entweder im ersten oder im zweiten Verse die eine Hälfte bei der Aufzeichnung des Liedes muss ausgefallen sein. Lachmann (Ueber das Hildebrandslied S. 132) nimmt an, dass die zweite Hälfte des ersten Verses von diesem Loose betroffen worden sei, und meint, es könne vollständig geheissen haben: Ik gihôrta dhat seggen hlûten mit wortum, und die Redensart hlûten mit wortum s. v. a. singen bedeutet haben. Dagegen ist zu bemerken: die Ausdrucksformeln Ik gihôrta dat seggen (Hildebrandslied), — daz hôrt ih rahhôn (Muspilli 36), — dat gafregin ih (Wessobr. Geb. 1), — thô (sô) gifragn ik (Helj. an vielen Stellen) stehen, wo sie in althochdeutschen und altniederdeutschen Gedichten vorkommen, überall nur einzeln für sich, nirgends haben sie einen sinnverwandten Ausdruck parallel zur Seite. Dies muss Lachmanns und jede andere Ergänzung abrathen, die diesen Ausdrücken einen andern sinnverwandten an die Seite setzt. Ueberdies möchte auch Lachmanns eigne Bemerkung, dass Singen und Sagen (canere und declamare) in der alten Zeit noch nicht so wie später getrennt gewesen sei, seiner gemuthmassten Ergänzung entgegenstehen: denn wenn damals Singen und Sagen der Sache nach noch in Eins zusammenfiel, so konnte auch nicht Anlass gegeben sein, jedes für sich durch einen besondern Ausdruck zu bezeichnen. Endlich möchte auch die Wendung hlûten mit wortum für die einfache Sprache unsers Liedes zu gesucht klingen.

Betrachten wir den von Ik gihôrta — sunufatarungô ausgedrückten Gedanken nach seinen Bestandtheilen und ihren gegenseitigen Beziehungen näher, so wird sich das Gefühl eines fehlenden Gedankengliedes nicht in dem ersten, sondern in dem zweiten Verse aufdrängen, indem die Setzung der nachfolgenden Worte untar heriun tuêm, namentlich was das Zahlwort angeht, recht eigentlich erst gerechtfertigt erscheint, wenn ein Gedankenglied vorherging, zu dem sie in einer gewissen gegensätzlichen Beziehung standen. Denn die logische Bündigkeit und Ebenmässigkeit des Gedankens, die grade unserem Dichter in ausgezeichnetem Grad von der Natur verliehen ist, erfordert, dass dem mit Zahl gesetzten Ganzen, den zwei vom Kampf ausgeschlossenen Heeren, auch der Theil, die allein zum Kampfe sich fordernden zwei Männer, mit Zahl gesetzt gegenüberstehen, oder dass die Beschränkung der Ausforderung auf nur zwei Männer den zwei Schaaren gegenüber stärker hervorgehoben sei. Wie die vorangehenden Worte in der Handschrift lauten, sollte man im 3. Verse nicht untar heriun tuêm, sondern statt dessen untar irô heriun erwarten. Dieselbe Gegenüberstellung von Begriffen, die wir hiernach bei der gedrungenen Schilderungsweise unsers Dichters im Umfang derselben Periode fordern müssen, die findet sich, nur weiter auseinanderliegend, unter gleichen Verhältnissen auch in Lamprechts Alexander beim Zweikampf mit Porus V. 4267 ff. in den Worten:

Nû nem dû, kuninc, wider mich
unde ih ein einwîch wider dich.

und etwas weiter:

die kuninge kûme beide
des kamphis irbeiten:
dar zô si sich bereiten.
dô si solden strîten,
dô stûnden in beiden sîten
di here, alse dâ gelobit was.

Digitized by Google

Die bei der jetzigen Lesart in unserm Liede nicht genug hervortretende Vorstellung der Beschränkung der Ausforderung auf die zwei Helden wird es also sein, welche die Herstellung zu ergänzen hat, und ihre passendste Stelle ist die erste Hälfte des zweiten Verses. Den ersten Vers lese ich daher, wie ihn die Handschrift bietet:

ik gihôrta dhat seggen, dat sih urhêttun,

wo die betonten Mittelsilben von gihôrta und urhêttun alliteriren. Aber Lachmann bemerkt das Verbum urhêttun auf der zweiten Silbe zu betonen, sei sprachwidrig. Das würde es nur dann sein, wenn man mit Lachmann die Form urhêttun ansähe als Präteritum eines schwachen, von dem Substantiv urhêt ahd. urheiz abgeleiteten Verbums urhêtjan ahd. urheizen (= urheizjan): denn in den Nominibus und den davon abgeleiteten Wörtern pflegt allerdings die Vorpartikel den Hauptton zu haben. Aber es nöthigt erstens nichts, die Form urhêttun von einem solchen schwachen Verbum und nicht vielmehr von dem starken Wurzelverbum urheitan Prät. urhêt herzuleiten; denn wenn das Substantiv urhêt ahd. urheiz die Ausforderung bedeutet, so wird doch auch das starke Verbum urheitan, von dem es gebildet ist, die Bedeutung herausfordern haben müssen. Das doppelte t aber steht nicht im Wege, denn es ist blosse Eigenheit des Schreibers, die auch in dem Präs. ik heittu und Prät. haetti V. 17 begegnet. Zweitens stehen vielmehr der Herleitung von einem schwachen Verbum urhêtjan ahd. urheizen sprachliche Bedenken entgegen, denn ein solches Verbum kann im Altniederdeutschen wie im Ahd. nur von dem Adj. hêt ahd. heiz gebildet werden und heiss machen bedeuten. Dagegen stehen den Substantiven antheiz (Gelübde), biheiz (Angelobung, Verschwörung), die wie urheiz aus Zusammensetzungen des starken Verbums heizan, hiaz gebildet sind, je zwei gleichbedeutende Verba zur Seite, das starke selbst, von dem die Substantiva gebildet sind, und ein von ihnen abgeleitetes schwaches, das sich aber nicht nach der J-Ableitung, sondern nach der O-Ableitung bildet, also neben antheiz (Gelübde) stehen antheizan Prät. anthiaz und antheizôn (kaantheizôn) Prät. antheizôta mit der Bedeutung geloben; neben biheiz (Verschwörung) biheizan Prät. bihiaz und biheizôn, Prät. biheizôta mit der Bedeutung sich verschwören. Ebenso müsste es sich mit dem Subst. urheiz (Ausforderung; Empörung) verhalten, wenn die Verba gleicher Bedeutung vorkämen; also das davon gebildete schwache Verbum nicht urheizen, sondern urheizôn Prät. urheizôta lauten. Der alts. Heljand gebraucht diesen Substantiven zur Seite nur die starken Verba und das wird auch wohl der Sprache unsers Liedes am meisten zusagen. Die Form der Vorpartikel ur statt ar spricht in der Mundart unseres Liedes nicht für ihre Betontheit: denn es heisst auch furlaet V. 20 statt des ahd. farliaz oder firliaz, ohne dass die Vorsilbe betont ist; ebenso furnam V. 44 st. farnam oder firnam. Auch im selbstständigen Gebrauch des Wörtchens als Präposition wechselt die Form ur V. 50 mit ar V. 34.

Wenden wir uns zum zweiten Vers. Aus den innern Bezügen der Bestandtheile des Gedankens erkennen wir, dass darin ein Begriffsglied fehlen müsse, welches den zwei Schaaren gegenüber die Beschränkung der Ausforderung auf die zwei Männer müsse ausgedrückt haben, so dass der ganze Gedanke ist: «es forderten sich allein die zwei Männer zum Einzelkampf Hildebrand und Hadubrand unter den zwei Schaaren von des Vaters und des Sohnes Gefolgsmannen» und das Begriffsglied allein die zwei Männer einerseits dem Begriffsglied unter den zwei Schaaren anderseits, sowie des erstern Beisatz Hildebrand und Hadubrand dem näher bestimmenden Zusatze des letztern von Vater- und Sohnesgefolgsmannen gegenüber steht, auch innerhalb der ersten an Hildebrand und Hadubrand sich anschliessenden Begriffsreihe die Worte die zwei Männer zu den Worten zum Einzelkampf einen gegensätzlichen Bezug haben; mithin eine vollkommen ebenmässige Gliederung des Gedankens entsteht, wie sie unserm Dichter sonst durchgängig eigen ist. Uebersetzen wir nun das als fehlend erkannte

Digitized by Google

Begriffsglied in die alte Sprache, so wäre es ganz einfach aenon dê tuênê man, und halten wir es nun mit dem vorhandenen Halbverse aenon muotin zusammen, so sehen wir, dass sich die soweit auf logischem Wege gefundene Ergänzung vollkommen in die Versform fügt und wir ein gekreuztes oder überschlagendes Stabreimverhältniss erhalten, worin aenon mit aenon und man mit muotin alliterirt; unsere gemuthmasste Ergänzung also auch durch die Versform ihre Bestätigung findet. Zwar bleiben noch andere Möglichkeiten, da durch sie aber nichts besser gemacht wird, mögen sie unerwähnt bleiben.

Zu Vers 4. sunufatarungô. So die Handschrift; und diese Lesart scheint mir nicht allein deswegen der von Lachmann vorgenommenen Aenderung in sunufatarungôs vorzuziehen, weil sie das Ansehen der Hds. für sich hat; sondern auch weil sie dem Gedanken besser zusagt. Denn 1) fordern die Worte untar heriun tuêm, wenn sie sich nicht etwas kahl ausnehmen sollen, schon an sich noch ein näher bestimmendes Attribut, welches durch das Wort sunufatarungô sehr passend gegeben wird; betrachten wir sie aber in der Gliederung des ganzen Gedankens, so haben wir schon in der vorhergehenden Anmerkung gesehen, dass das Wort sunufatarungô als näher bestimmender Zusatz zu heriun tuêm den Worten Hiltibraht enti Hadubrant als näher bestimmender Zusatz zu dem fehlenden tuênê man gegenüber steht; mithin durch Herüberziehung des Wortes in die folgende Periode die Ebenmässigkeit des Gedankens der ersten Verse gestört wird. 2) Gewinnt aber auch der Gedanke der folgenden Periode durch Herüberziehung des Wortes nicht. Denn liest man sunufatarungôs, so ist dies niederdeutscher Nom. Plur. und Subjekt zum folgenden Verbum rihtun. So weit ganz passend. Aber nun tritt der Missstand ein, dass die nachfolgenden Verba garutun und gurtun wieder Hildebrand und Hadubrand zum Subjekt haben, indem sê abd. siê nur auf diese gehen kann, wie zum Ueberfluss aus dem Reflexiv sih in der folgenden Vershälfte gurtun sih irô suert ana erhellt. Verrichten aber die beiden Helden die zwei letztern Handlungen, das In-Standsetzen der Streitgewande und das Umgürten der Schwerter in eigner Person, so wird man auch die erste Handlung, das Kampffertigmachen der Waffen, nicht füglich von ihrem Gefolge verrichten lassen. Auch in der oben angeführten Stelle aus Lamprechts Alexander V. 4236 ff. bereiten sich Alexander und Porus selbst zum Kampfe vor, während ihre Heere zu beiden Seiten zuschauend stehen, oder es wird wenigstens, wie auch in unserer Stelle, der Bedienenden nicht erwähnt.

Zu Vers 6. ringâ. So die Handschrift. Lachmann ändert und schreibt hringâ, so dass das Wort mit helidôs und hiltiû reimt. An sich gut. Aber da der Vers eben so gut eine verschränkte Alliteration enthalten und helidôs auf hiltiû, ringâ auf ritun reimen kann, und der Abfall des anlautenden h vor r der Sprache des Liedes nicht entgegen ist, wie das ganz sichere Beispiel V. 48 beweist, wo reccheo (st. hreccheo) mit riche alliterirt, so wird man gegen das Ansehen der Handschrift nichts ändern dürfen. Uebrigens steht ringâ die Ringe im Sinne von Ringpanzer, wie noch häufig in mittelhochdeutschen Dichtungen.

Zu Vers 7—13. Man achte von hier an auf die ausgezeichnete Kunst des Motivirens und allmäligen Vorbereitens, welche unser Dichter mit den einfachsten Mitteln handhabt. Durch die in diesen Versen enthaltene Rede, worin sich Hildebrand gemäss der heroischen Sitte, wie wir sie auch zur Gnüge aus Homer kennen, nach der Herkunft seines ihm unbekannten Gegners erkundigt, will uns der Dichter zugleich in der Seele Hildebrands die Ahnung lesen lassen, welche bei einem nach langer Abwesenheit zur Heimat Zurückkehrenden, wenn er darin einst liebe Angehörige verliess, natürlich sich einstellt, — dass er nämlich in seinem Gegner vielleicht seinen, einst vor dreissig Jahren als unmündiges Kind zurückgelassenen Sohn vor sich haben könne. Dieses erreicht der Dichter durch die Art, wie er Hildebrand seine Frage nach der Abstammung des Gegners einkleiden lässt, wovon hernach. Aber auch schon bei dieser Frage

Digitized by Google

sorgt er dafür, dass sie dem Hörer oder Leser nicht unmotivirt komme, dieser muss sie gleichsam aus dem Wesen und der Seelenverfassung des Fragenden heraus entspringen sehen. Deshalb wird uns mit zwei wiederum einander bedingenden Meisterstrichen dieses Wesen vor Augen gestellt: mit Ehrwürdigkeit verbundenes Alter (dies ist der Begriff von hêrôro man, siehe unten d. Anm. z. V. 56), und was dieses gibt, weise Vorbedächtigkeit bei jeder Handlung (ferahes frôtôro). Solche Eigenschaften erklären für den sinnigen Hörer nicht nur die nun folgende Frage, sie lassen sie unter den gegebenen Umständen voraussehen. Und nun diese Frage selber — wie geschickt weiss sie der Dichter für seinen Zweck einzurichten! Erst die herkömmliche allgemeine Frage nach der Herkunft; dann aber die wie zufällig sich ausnehmende, aber grade psychologisch bedeutsame Zufügung «wenn du mir Einen sagst», womit Hildebrand, wie der Leser schon aus Vers 9 weiss, vor allem angelegentlich auf die Nennung des Vaters hinlenkt. Daraus errathen wir, was in seiner Seele eigentlich vorgeht, nämlich dass ihn die Ahnung erfüllt, er selbst könne dieser Eine, der Vater, sein. Von feiner Seelenbeobachtung zeugt die Einkleidung, die der Dichter dieser Frage nach dem Vater gibt. Hildebrand umgeht mit fast ängstlicher Vorsicht das eigentliche Wort, worauf es ihm ankommt, und sucht der Angelegentlichkeit seiner Frage den Anschein der Gleichgültigkeit zu geben. So geschieht es, wenn eine spannende Ahnung das Gemüth erfüllt, bei der wir fürchten, die Quelle, aus der Bestätigung kommen muss, durch vorzeitiges Kundgeben zu trüben. Aber was so auf der einen Seite geflissentlich vermieden wird, bricht wie unwillkürlich auf der andern wieder in Spuren hervor, welche dem kundigen Blicke die Gedankenverkettung in dem gespannten Gemüthe verrathen. So lässt es auch unser Dichter geschehn. Wie es insbesondere die griechischen Dramatiker unter ähnlichen Verhältnissen lieben, lässt er seinem Helden die hier für das, was in ihm vorgeht, so bezeichnende, so vorbedeutungsvoll und rührend klingende Anrede Kind entschlüpfen. So findet das, worauf der Dichter in vielen Abstufungen, am entferntesten mit hêrôro man, dann Schritt für Schritt näher rückend mit ferahes frôtôro, mit tuo framchumft dîna chûd mî, mit ibu dû mî aenan sagês hinlenkt, seinen deutlichsten Ausdruck endlich in dem Worte chind. Doch nicht genug hiermit! Neben dieser einen Entwickelungsreihe des Motivirens und Vorbereitens lässt der Dichter zugleich eine zweite beginnen und erreicht dies, wie immer, mit den sparsamsten Mitteln. Kein besonderes Wort lässt er es sich kosten; bloss durch den Gebrauch der Komparative hêrôro, frôtôro regt er im Leser die Vorstellung an, dass seinem altehrwürdigen Helden ein jugendlicher, seinem weise vorbedächtigen ein übereilter, und wie hiernach zu erwarten, seinem das wahre gegenseitige Verhältniss verdunenden ein dasselbe in Verblendung verkennender gegenüber stehe. Dieser letzte, für den Gang der dargestellten Begebenheit so entscheidende Punkt kann in der Rede Hildebrands sich nicht weiter aussprechen, aber wir werden sehen, wie ihn der Dichter in der folgenden Rede Hadubrands stufenweis immer bestimmter hervortreten lässt. So ist durchweg alles voller Beziehung.

Zu Vers 7. Hier hat die Handschrift nach dem ersten Halbvers noch die Worte Heribrantes sunu, welche sonst nach diesem Anfang gewöhnlich die zweite Vershälfte bilden. Sie waren dem Schreiber sehr geläufig, und er fügte sie daher hier ein, in der Meinung, den häufig wiederkehrenden Vers auch an dieser Stelle zu haben. Aber die folgenden Worte her was hêrôro man zeigen zu deutlich, dass sie darauf berechnet sind, mit der ersten Vershälfte zu alliteriren, und also nicht, was sonst statt haben müsste, ein Halbvers ausgefallen ist, sondern jene Worte mit Lachmann als irriger Zusatz des Aufzeichners zu streichen sind.

Zu Vers 10. Der abgerissene, auf einmal ganz unpassend von der bisherigen indirekten in direkte Rede abspringende Vortrag und die fehlende Alliteration zeigen deutlich, dass bei der Aufzeichnung hier zwei Halbverse ausgefallen sind, wie auch Lachmann durch Punkte andeutet.

Digitized by Google

Dies Ausgefallene lässt sich an der Hand der Alliteration und mit Rücksicht auf die Beschaffenheit des Gedankes hier mit ziemlicher Sicherheit herstellen. Denn einmal sieht man aus dem Nachfolgenden, dass in der verlornen zweiten Hälfte des 10. Verses erstlich der Uebergang aus der indirekten in die direkte Rede muss gemacht worden sein, und es wird dies, wie gewöhnlich, durch das eingeschobene quad her geschehen sein; zweitens dass darin die Aufforderung, die Herkunft zu sagen, muss enthalten gewesen sein, und zwar wie man aus den nachfolgenden Worten ibu dû mi aenan sagês, ik mî dê ôdrê wêt sieht, ausgedrückt durch ein Wort von allgemeinerem, eine Mehrheit von Einzelwesen unter sich befassendem Begriff; und dieses Wort muss mit firêô und folche im ersten Halbvers gereimt, also mit f angelautet haben. Der Wörter, welche diese Erfordernisse befriedigen, bieten sich zwei dar, nämlich framchumft und fordoron (die Vorfahren), zwischen welchen die Wahl allenfalls schwanken könnte. Betrachtet man nun die erhaltenen Gedankenglieder, in denen sich die Frage näher bestimmend fortbewegt, so zeigen sie einen Fortschritt des Gedankens von einem Gattungsnamen chnuosl zu zwei konkrete Individuen bezeichnenden Ausdrücken, nämlich aenan und dê ôdrê. Dies weist darauf hin, dass die Frage auch von dem verlornen ersten zum zweiten Begriffsgliede einen ähnlichen Fortschritt werde gemacht haben. Dies kann dann kein anderer sein, als der von einem ganz abstrakten zu einem mehr konkreten Gattungsnamen, so dass die ganze Begriffsfolge ist vom abstrakten zum konkreten Gattungsnamen, von diesem zur konkreten Individuumsbezeichnung (aenan — ôdrê). Dieses wird die Wahl des Wortes framchumft entscheiden.

Was dann die Ergänzung der verlornen ersten Hälfte des folgenden 12. Verses betrifft, so ersieht man aus der erhaltenen zweiten Hälfte, dass sie einen konkreten Gattungsnamen erhalten haben muss, welcher dem konkreten Gattungsnamen der zweiten chnuosl sinnverwandt und disjunktiv (durch eddo) gegenübergestellt war, und mit ihm alliterirte, also mit ch anlautete. Die Handschrift zwar schreibt chnuosles; aber da sonst überall im Anlaut wie im Inlaut die gothische Tenuis k (c) in der Mundart unseres Liedes ebenso, wie im Strengalthochdeutschen, in die Aspirate ch übergeht, und zwar nicht bloss vor Vokalen, wie Vers 13 chind, chûd, chunincrîhhe, V. 28 chônnêm, V. 35 cheisuringû, chuning, V. 10 folche, V. 26 dechisto; sondern auch vor liquiden Konsonanten V. 18 Ôtachre und V. 65 chludun: so ist mit Sicherheit chnuosles herzustellen. Ein mit chnuosal sinnverwandter und gleich anlautender konkreter Gattungsname ist nun das Wort chunni, welches auch sonst auf ganz ähnliche Weise alliterirend mit chnuosal verbunden erscheint, z. B.

Helj. 7, 5 6. Ne hêt êr giowiht sô, quad he, adalboranes.
ûses cunnies eftho cnôsles.

Ebend. 11, 15. cuman fon is cnôsla cunneas gôdes.

Ebend. 81, 12. sô kûd is ûs is kuniburd enti knôsles gehuati.

Ausserdem nun muss der allgemeinen Regel nach der erste Halbvers noch ein zweites, mit ch anlautendes Reimwort (Liedstab) erhalten haben, und dies bietet sich leicht in der aus dem vorhergehenden Halbvers in diesen übergreifenden Redensart tuo mî chûd, so dass dann die nämlichen drei Wörter die Alliteration dieses Verses bilden, welche es ganz in derselben Folge auch in dem zuletzt angeführten Verse des altsächsischen Heljands thun.

Zu Vers 14 — 30. In Bezug auf die Darstellungskunst des Dichters halte man den doppelten Gesichtspunkt fest, erstens in wie sachgemässer Folge und richtigem Verhältniss er die einzelnen Momente der Begebenheit, rein an sich betrachtet, dem Hörer oder Leser vorführt; insbesondere aber zweitens, wie geschickt er in deren Einkleidung die beiden, schon in den Versen 7 — 13 eingeleiteten Entwickelungsreihen, die uns den innern Seelenzustand seiner Helden zur Anschauung bringen, fortführt und durch eine Reihe von Momenten hin immer bestimmter

Digitized by Google

hervortreten lässt. In Hildebrands Seele muss sich, das sieht der Zuhörer, durch die Enthüllungen im Laufe dieser Rede die Vorahnung des wahren Verhältnisses beider Helden, welche wir in den Versen 7 — 15 fortschreitend deutlicher sich kundgeben sahen, zur gewissen Ueberzeugung, dass er wirklich seinen Sohn vor sich habe, umgestalten. Diese Umgestaltung aber lässt der Dichter den Forderungen achtkünstlerischer Darstellung gemäss in stetig wachsendem Fortschritte erfolgen, so dass sie erst mit dem letzten Verse, nachdem vorher V. 17 die Namen von Vater und Sohn, V. 18 — 26 die Lebensverhältnisse Hildebrands zu Odoaker, zu Theotrich, zu Weib und Kind und zu seinem Volk sich aufgeklärt, durch die Angabe der Abstammung in Heribrantes sunu (diese Worte der Ergänzung können auch des Nachfolgenden wegen als unzweifelhaft gelten) ihren vollen Abschluss findet, worauf denn das Zuerkennengeben in der folgenden Rede Hildebrands nothwendig folgen muss. Neben dieser, in Hildebrands Seele sich entwickelnden Erkenntniss des wahren Sachverhaltes, lässt nun der Dichter auf Seiten Hadubrands die Verkennung dieses Verhältnisses in einem achtkünstlerischen Gegensatz mit der Erkennung Schritt haltend immer entschiedener sich aussprechen, so dass sie ihre Spitze ebenfalls in den letzten zwei Versen erhält. Auf diese, für den Gang der Begebenheit so wichtige Verkennung bereitete der Dichter, wie wir sahen, ebenfalls schon in den Versen 7 — 15 vor, indem er uns gegenüber dem alten, an Lebenserfahrung und weiser Besonnenheit reichen Vater, der das wahre Verhältniss voraInt, einen mit jugendlicher Uebereilung urtheilenden und darum ihr gegenseitiges Verhältniss verkennenden Sohn von weitem erwarten liess. In Hadubrands Rede tritt nun diese Verkennung wirklich hervor, und wird, stufenweis sich immer bestimmter ausprägend, durch alle Momente hindurch geführt. Von der entferntesten Ursache, der Jugend und ihrem übereilten Urtheil, worauf wir in Vers 7 — 13 hingewiesen wurden, führt uns der Dichter nun in Hadubrands Rede weiter zu den Umständen, welche die Meinung, dass der Vater todt sei, motiviren. Dies ist erstens die Thatsache, dass alte, längst verstorbene Leute, vor Zeiten dem Sohne das, was er vom Vater weiss, mitgetheilt haben. Der Hörer oder Leser ahnt dabei leicht die in der Seele des Sohnes vorgehende Gedankenverkettung: wie diese Leute, die von Hildebrand als Altersgenossen zu erzählen wussten, lange verstorben sind, so wird es auch der Vater sein. Dass die Beziehung dieser Worte aber dem Hörer nicht entgehe, dafür sorgt der Dichter sehr geschickt durch die mehrmalige Hervorhebung der Zeit, nämlich Vers 15 in den von mir hergestellten Worten sus êr, dann Vers 16 in den Worten doa êr hina warun und Vers 17 in dem Gebrauch des Präteritums haetti. Das zunächst Vers 18 — 22 Folgende dient der anderen nebenher laufenden Entwickelungsreihe. Dann aber folgt Vers 23 die Hinweisung: »Späterhin traf den Theotrich der Verlust weiland meines Vaters.« In diesen Worten, die auf eine, dem Hadubrand zugekommene Nachricht schliessen lassen, die nach dem Darstellungsgesetz unsers Dichters hier vorbereitet, sich später bestimmt wiederholen muss (sie thut es Vers 43), wird um einen Schritt bestimmter auf den Tod des Vaters hingedeutet; doch lässt der Verlust sich noch möglicherweise anders als vom Tode verstehen und selbst das »weiland meines (êres mînes)« wenn so richtig gelesen wird, entscheidet noch nicht ganz bestimmt; es kann auch allenfalls auf die Zeit gehen, wo der Vater dem Sohne noch nicht durch die Verbannung geraubt war. Vers 24b — 26 dient wieder mehr der andern Entwickelung, dass aber dem Zuhörer die Beziehung des Vorhergehenden gegenwärtig bleibe, dafür wird wieder durch die Präterita und insbesondere durch die Wiederholung der Worte Deotrihhe darbâ gistôntun gesorgt. Endlich Vers 29 und 30 tritt dann die Ueberzeugung von des Vaters Tod in bestimmten, keine andere Deutung mehr zulassenden Worten hervor, nachdem sie in den zwei vorhergehenden Versen nochmals durch die

Digitized by Google

Erwähnung der beständigen Kämpfe, die Hildebrand aufgesucht hat, eine neue Motivirung erhalten. So erreichen denn beide neben einander laufende Entwickelungsreihen gleichzeitig einen Höhepunkt, worauf angelangt, sie nothwendig in eine andere Form des Gegensatzes umschlagen, die mit der folgenden Rede Hildebrands eintritt.

Zu Vers 15. In der Handschrift lautet dieser Vers dat sagêtun mî ûserê liutî. Da fehlt die Alliteration, stets ein sicheres Kennzeichen, dass die Lesart irgend ein Verderbniss betreffen; denn ein etwa zufällig bei solchen alliterationslosen Versen erscheinender Endreim ist eben so wenig zu beachten, als wenn er sich bei alliterirenden Versen einstellt; der Stabreim, wie man geglaubt hat, kann dadurch niemals ersetzt werden. Selbst in Gedichten, wo dieser Endreim nicht zufällig ist, sondern neben der Alliteration als ein zweites Element der Versbildung herläuft, dergleichen Lieder es im Nordischen und Altwallisischen gibt und vielleicht auch im Altdeutschen gegeben hat (s. d. Anm. zu Idisî), entschuldigt seine Anwesenheit niemals den fehlenden Stabreim. Fragen wir nun, wo das Verderbniss in unserer Stelle liegt, so erscheint der erste Halbvers durchaus unverdächtig und wird auch gesichert durch Vers 43, wo er wörtlich wiederkehrt. Das Verderbniss muss mithin in den beiden Wörtern der zweiten Vershälfte liegen. Der meiste Verdacht trifft hier das Wort ûserê; denn 1) muss der allgemeinen Alliterationsregel nach in der Verbindung von Substantiv und Adjectiv, wenn nicht beide zugleich reimen, das dem vorhergehenden oder nachfolgenden Liedstab zunächst stehende Wort den Stabreim tragen, welches in unserer Stelle ûserê wäre. 2) Hat die Wortform ûserê einiges Bedenken; denn ein Nominativ Plur. dieser Form erscheint, so viel ich weiss, sonst nirgends. Die niederdeutsche Form ist nur ûsê oder ûsâ, und man sollte in der zum Niederdeutschen hinneigenden Sprache unsers Liedes diese Form um so eher erwarten, als dieselbe ohne die niederdeutsche Ausstossung des n in der Gestalt von unsê sich weit in das Gebiet der ahd. Sprache hinauf erstreckt und nicht nur im Ludwigslied, sondern auch bei Otfried u. A. erscheint. 3) Gibt auch die Konstruktion eine leise Andeutung des in ûserê liegenden Verderbnisses: denn die Worte altê antî frôtê, welche Apposition zu ûserê liutî bilden, haben nicht gleichen Begriffsumfang mit ûserê liutî, sondern verhalten sich dazu, wie ein Theil zum Ganzen; da der Sinn ist: das sagten mir unsere Leute, und zwar alte und erfahr'ne von ihnen, so dass der Ausdruck ûserê liutî mit seiner Apposition ein σχῆμα κατ' ὅλον καὶ μέρος bildet, welches ich zwar nicht gerade als verwerflich, aber doch immer als einigermassen hart, namentlich in der geebneten Sprache unsers Liedes, ansehen möchte. Fragen wir nun auf solche Andeutungen hin, was statt ûserê ursprünglich die ächte Lesart gewesen sein könne, welche solche Bedenken nicht gegen sich hat, dem Laut und den Schriftzügen nach zur Verwechselung mit ûserê Anlass geben konnte, und uns zugleich die fehlende Alliteration und einen noch passenderen Sinn herstellt, so möchte dieses das von mir gegebene sus êr leisten, denn 1) kommt es dem Laut und den Schriftzügen der handschriftlichen Lesart sehr nahe. Der Abfall des Anfangs-s erklärt sich leicht, wenn wir annehmen, was überhaupt zur Entstehung der meisten Mängel der Handschrift am besten passt, nicht dass der Schreiber aus mündlicher Ueberlieferung oder aus seinem untreu gewordenen Gedächtniss, sondern vielmehr aus einer stellenweis schadhaft und unleserlich gewordenen ältern Handschrift oder vielleicht nur einem geretteten Stück einer Handschrift unser Bruchstück abschrieb, manches völlig Unleserliche ganz überging und anderes (wie insbes. Vers 22) nur muthmasslich nachmalte. Dann konnte auch hier das s erloschen oder sammt dem Pergament verloren gegangen sein; der Schreiber fand user vor, hielt es für das Possessiv und hängte ihm das zu fehlen scheinende ê des Plurals an. Doch wie dem auch sei, denn wir können darüber blosse Vermuthungen hegen, jeder, welcher mit den in Handschriften vorkommenden Verwechselungen und Entstellungen etwas bekannt ist, wird

Digitized by Google

die, welche ich unterstelle, leicht möglich finden, auf welchem Wege er sie sich auch erklären will. 2) Gibt uns die Lesart sus êr einen regelrechten Stabreim, indem auf das demonstrative Pronominaladverbium sus der Redeton fällt, der es befähigt mit dem Worte sagêtun im ersten Halbvers zu alliteriren. 3) Stellt sie uns eine durchaus tadelfreie Konstruktion her, indem nun das Wort liutî mit seiner Apposition altê anti frôtê völlig gleichen Begriffsumfang hat. 4) Endlich sagt sie auch dem Sinne der Stelle besser zu, denn der Dichter will uns in dem Umstand, dass die Leute, welche dem Hadubrand als Zeit- und Altersgenossen vom Vater erzählen konnten, dies vor längerer Zeit gethan und nun schon lange verstorben sind, einen Grund erkennen lassen, warum Hadubrand auch den Vater für todt hält. Zu dem Zweck kommt es auf die Hervorhebung des Begriffs längerer Vergangenheit an, die durch sus êr sehr passend bewerkstelligt wird. Das Possessiv ûserê rückt diese Leute dem Hadubrand zu nahe, während der gesammte Sinn ein Fernstehen verlangt.

Zu V. 16. Die erste Hälfte dieses Verses hat ganz die Anlage zu verschränktem Stabreim, indem die an Sinngehalt gleich bedeutsamen und in gleichem Verhältniss der Wortfügung stehenden, aber verschieden anlautenden beiden Adjective altê und frôtê auch in der zweiten Hälfte zwei Liedstäbe erwarten lassen, von denen der erste vokalisch mit altê, der zweite durch f- oder v-Anlaut mit frôtê alliteriren müsste. Aber bei der jetzigen Lesart reimt nur êr mit altê, dagegen wârun nicht mit frôtê. Nun aber ist die Redensart hina varan und substantivisch hinavart in der Bedeutung von sterben und Tod noch üblicher als hina wesan (sîn), z. B. Notk. Ps. 145, 4. des meniscen sêla feret hina, Tat. Kap. 4. unzan hinâfart Herôdes, Ludwigsl. 39. wili her unsa hinavarth, Heli. 95, 17. theâ ni môtun suelten êr, huerben an hinfard u. s. öfter. Es ist daher schwer zu glauben, dass der Dichter den nahe liegenden bessern Reim nicht sollte gewählt haben. Da nun ohnedies die Formen uuârun und uuorun (d. i. vuorun, vôrun, fôrun) sehr leicht verwechselt werden können, so ist es mir fast gewiss, dass statt wârun in unserem Vers vuorun oder fôrun zu lesen ist, zumal da man ohnehin beim Gebrauch von hina wesan eher hina sint, als hina wârun erwarten müsste.

Zu V. 17. Der Vers ist zu lesen:

dat Hiltibrant haetti mîn fater, ik heittu Hadubrant.

Das zweisilbige fater mit kurzer Stammsilbe bildet als ein Lautganzes die letzte Hebung des ersten Halbverses. Lachmann zieht zufolge des nicht haltbaren (s. unten zu V. 26) Grundsatzes, dass im Innern des Verses zweisilbige Senkungen, wie hier ti mîn, nicht erlaubt seien, die Worte mîn fater zum zweiten Halbvers. Dagegen spricht 1) die durch solche Versabtheilung entstehende Zerreissung der Wortreihe, die durch den Sinn zusammengehört; 2) noch entschiedener die unangemessene Stellung, die dadurch das Pronomen ik erhält: denn da dasselbe hier Gegensatz zu Hiltibrant bildet, so fällt der Redeton darauf, und demzufolge muss es in die Hebung treten. Durch Lachmann's Versabtheilung kommt es dagegen in die Senkung zu stehen und wird tonlos.

Zu V. 20. luttila sitten. — Das Adj. luttila kann hier dem Zusammenhang nach nicht wohl bedeuten: jung, zart; sondern vielmehr, was auch seiner Bedeutung überhaupt besser zusagt: von der frühern Höhe des Glückes herunter gekommen, erniedrigt, in bedrängter, hülfloser Lage. Dazu stimmt auch insbesondere der Gebrauch des Verbums luzzan (= luzjan), s. Graff's Sprachsch. II, 322.

Zu V. 22. Die Lesart der Handschrift: arbeolaosa heraet ostar hiwa deet ist unverständlich und wohl sicher als verderbt anzusehen. Am unverdächtigsten von allen

Digitized by Google

ist das Wort arbeolaosa. Es ist einer doppelten Herleitung fähig. Entweder ist es eine eigentliche Zusammensetzung aus dem schwachen Subst. masc. gen. arbeo oder arbjo der Erbe oder Erbnachfolger und dem Adj. laos oder lôs beraubt, bedeutet also: ohne einen Erben oder Erbnachfolger; oder es ist uneigentliche Zusammensetzung und der erste Theil des Wortes Genitiv Plur. von dem starken Subst. neutr. gen. arbi das Erbe der Erbtheil, der zweite Theil wieder das Adj. laos od. lôs; dann würde es bedeuten: des Erbes (Erbgutes) verlustig. Die ahd. Mundart gebraucht nun das Adj. lôs in der Bedeutung verlustig, ledig nur in eigentlicher Zusammensetzung und verbindet es nicht als selbstständiges Wort mit einem Genitiv, wie das Altniederdeutsche, z. B. Helj. 3, 9 barnô lôs, Ebend. 22, 12 sundiônô lôs, ebend. 82, 10 ferhes lôs, ebend. 126, 19 rikies lôs. Da nun unser Lied hauptsächlich nur in einem Theil der Lautlehre mit der niederdeutschen Sprache stimmt, sonst aber, einige vereinzelte Vorkommenheiten abgerechnet, in Wortbeugung, Wortbildung und Konstruktion der althochdeutschen Weise folgt, so ist die grössere Wahrscheinlichkeit dafür, dass auch das Wort arbeolaosa nach ahd. Gebrauch als eigentliche Zusammensetzung in dem Sinne: «ohne einen Erben (Erbnachfolger)» verstanden werden müsse. Dazu stimmt V. 24 das Wort friuntlaos, worin ein Analogon gegeben ist; sowie auch im Allgemeinen die Schreibweise der Handschrift, die nicht in zwei Wörter trennt, wiewohl darauf kein grosses Gewicht gelegt werden kann, da sie öfters zwei selbstständige Wörter in Eins zusammenschreibt.

Wenden wir uns näher zu unserer Stelle. In dem Sinne von erbenlos d. h. ohne Erbnachfolger kann das Wort ein Attribut sein entweder von Eltern, die keine Nachkommen haben, oder von einem Volk oder Land, dem ein Erbnachfolger in der Regierung fehlt. Für letztern Fall führt J. Grimm Altd. Wälder II, 105 als Belege an: Klage 1979 (896 Lachm.) ôwê daz dîn lant von dir nû erbelôsez lît, Tristan 11167 erblôs rîch. Nun ist das Wort seiner Form nach Accus. sing. fem. Es muss also in dem Satze ein Substantiv gen. fem. im Akkusativ vorkommen, welches einen Begriff bezeichnet zu dem arbeolaosa Attribut sein kann. Dieses würde von dem, was geschrieben steht, entweder heraet oder deet sein müssen. Ein Substantiv heraet aber kommt nicht nur nirgends vor, sondern die Bildungsendung ist auch eine nicht übliche; dagegen wäre deet in der Mundart unsers Liedes Nebenform von deot Volk, wie V. 23 Dètrihhe st. Deotrihhe. So weit gelangen wir, wenn wir uns bloss an den Buchstaben halten. Sehen wir nun auf Sinn und Zusammenhang, so wird in der Periode angeführt, was Hildebrand bei seiner Flucht nach Osten im Vaterland zurückgelassen habe, und es sind im vorhergehenden 21. Vers als dahin gehörig genannt 1) eine Gemahlin in bedrängter Lage, 2) ein unerwachsenes Kind: also zwei dem Helden nahe stehende Personen mit Bezeichnung der Lage, worin sie zurückgeblieben, und so wird wohl auch an dritter Stelle ein Personenname, ebenfalls mit Bezeichnung der Lage, zu erwarten sein. Was wird nun bei einem Fürsten an Gattin und Kind zunächst für ein drittes persönliches Wesen sich anreihen, das von seinem Schicksal zumeist berührt wird? Offenbar wohl das von ihm beherrschte Volk. So lässt also auch die Gedankenfolge dasselbe erwarten, worauf die Schriftzüge führen, nämlich dass das Wort deet in der Bedeutung Volk das zu arbeolaosa gehörige Substantiv sei. Hildebrands Volk also wird hiernach zurückgelassen ohne einen Nachfolger in der Regierung, eben weil Hildebrands Söhnlein, als unmündiges Kind, nicht fähig ist, die Pflichten der Regierung zu übernehmen, diese also verwaist bleibt. Wollte der Dichter nun das wirklich sagen, worauf wir geführt worden sind, so füllten die Worte arbeolaosa deot den Vers nicht aus, er musste also noch andere Worte zufügen. Sehen wir nun, wie wir mit dem, was handschriftlich geschrieben steht, weiter zurecht kommen. Blicken wir wiederum auf den Zusammenhang, so ist in Bezug auf das Zurücklassen von Weib und Kind vom Dichter der Ausdruck gebraucht her furlaet sitten

Digitized by Google

«er liess sitzen». Dies ist ein Ausdruck, der vorzugsweise vom Familienvater gilt, der seine Familie, die von seiner Fürsorge unzertrennlich sein sollte, im Stich lässt. Dieser Ausdruck sagte also in Bezug auf das Volk etwas zu viel, war zu speciell; und es wird, was in dem Falle gewöhnlich geschieht, auch von unserem Dichter geschehen sein, er wird den speciell nur auf Weib und Kind passenden Ausdruck her furlaet sitten mit einem das Zurücklassen allgemeiner bezeichnenden Ausdruck haben wechseln lassen. Nach dem, was geschrieben steht, würde ein solches Verbum des Zurücklassens in dem, wie es jetzt dasteht, unverständlichen heraet liegen müssen: die erste Silbe her wird das nothwendige Personalpronomen 3. Pers. er sein, aet aber das vorausgegangene furlaet wiederholt haben. Aet an sich ist aber kein Wort; doch nahe liegt, dass durch Schreibfehler oder irgend ein anderes Versehen der erste Buchstaben verloren gegangen und statt aet zu lesen ist laet, das Simplex von dem vorausgegangenen furlaet. Sind wir so weit gekommen, so werden wir einerseits finden, dass der Ausdruck her laet nun umgekehrt etwas allgemein ist, selbst in Verbindung mit dem Adj. arbeolaosa, da er überhaupt «lassen» bedeutet, nicht speciell das Zurücklassen, was hier erforderlich ist; andererseits, dass die Wörter ostar hina durchaus mit der Bedeutung, welche wir dem Zusammenhang nach nöthig fanden, sich nicht vereinigen lassen. Ist in ihnen nicht, so unverdächtig sie auch aussehen, dennoch ein Fehler mit Wahrscheinlichkeit nachzuweisen, so müsste der Herstellungsversuch der Stelle auf dem eingeschlagenen Wege aufgegeben werden. Aber dem ist nicht so. In dem Wort ostar liegt vermöge einer sehr leichten Verwechselung des o mit a (der Schriftzug s kann in der Hds. auch als f gelesen werden) die zur genauern Bestimmung des einfachen laet er liess eben noch vermisste trennbare Präposition, welche zurück oder nach, hinter bedeutet, nämlich aftar. Nun erübrigt noch hina; es wird verlesen und verschrieben sein aus sîna, da der Schriftzug s in der Handschrift, wie h, aus einem senkrechten Strich und einem Haken daran besteht, und wenn der Haken etwas tiefer gesetzt und gezogen war, wohl den Schein von h erregen konnte. So erhalten wir die von mir aufgenommene Lesart arbeolaosa her laet aftar sîna deet (od. deot), welche den passendsten Sinn und eine durchaus angemessene Konstruktion gewährt und den Forderungen des Verses entspricht, da die in der Verbalzusammensetzung trennbare Präpos. aftar als der stärkst betonte Theil des zusammengesetzten Wortes der Regel nach die Alliteration trägt, während laet als der schwächer betonte Theil der Zusammensetzung nicht alliterirt. Lachmann sucht der Stelle zu helfen indem er liest »arbeolaosa (er rêt ôstar hina) dêt« erbenlos (er ritt nach Osten hin) das Volk« worin dieselbe Auffassung der Stelle waltet, wie bei der von mir aufgenommenen Lesart. Aber es spricht gegen diese Art die Stelle zu lesen nicht nur 1) die Härte der Konstruktion, die durch die Zwischenschiebung der Parenthese (er rêt ôstar hina) zwischen arbeolaosa — deot veranlasst wird, und von der sonst so ungezwungenen, leicht hinfliessenden Ausdrucksweise unsers Dichters grell absticht; weshalb auch W. Grimm sie nicht natürlich findet, s. Lachmann über das Hildebrandslied in den Abh. der Berl. Akad. 1833, S. 160, wo Lachmann sagt: »Zu der Parenthese, die ich in dem Verse annehme, wünscht er (W. Grimm) ein paar ähnliche Beispiele, damit sie ihm natürlich vorkäme. Dieses trifft den rechten Punkt. Fände sich einmal die Liedersammlung Karls des Gr. wieder, so wäre auf der Stelle zu entscheiden, ob eine Parenthese dieser Art statthaft sei, so aber müssen wir das uns fremdartig scheinende ertragen, oder auf etwas besseres sinnen.« Dies letztere, denk ich, wird das allein Richtige sein, und wir werden bei unsern Herstellungen nur auf das, was vorliegt, nicht aber auf ein unbekanntes Etwas fussen dürfen. 2) Mehr noch als die Konstruktionshärte, spricht nach meinem Gefühl das völlig Müssige des Inhalts der Parenthese gegen sie: denn sie enthält nichts als eine ganz unnütze Wiederholung des eben kurz vorher V. 18 Gesagten, die, wenn sie wirklich vom Dichter käme, für

Digitized by Google

nichts anders, als ein in der Noth ergriffenes Ausflickungsmittel des Verses gelten könnte. Aber so etwas darf man dem Dichter des Liedes, der sich durchgängig mit wahrhaft künstlerischem Geschick bewegt und kein müssiges Wort zulässt, nicht zutrauen. W. Grimm (deutsche Heldens. S. 24 f.) sagt: »Schwierig ist folgende Zeile: arbeolaosa her aet ostar hina det. Arbeolaosa fordert einen Acc. sing. fem. und heraet scheint das dazu gehörige Substantiv zu sein, aber das Wort bleibt bis jetzt noch unverständlich, wenigstens scheinen mir alle bisherigen Vermuthungen unzulässig; vielleicht steckt auch ein Fehler darin. Ich glaube der Inhalt der Zeile ist dieser: Hildebrand leitete ostwärts die ihres Erbes beraubten Helden, und sie scheint mir zum Theil jener angelsächsischen: wurdon grundlease Geates frige (d. i. wurden landes beraubt die Freien Geates, s. ebend. S. 21) zu entsprechen; vielleicht haben sich auch die Worte, welche jenes Gedicht von Dietrichs Flucht bei dieser Gelegenheit gebraucht: irs geltes und irs guotes des wart in nie niht mêre (4390) aus der alten Grundlage erhalten. Dass Hildebrand Führer der Flüchtigen gewesen, lässt sich voraussetzen, denn das war sein Amt, aber die Vilk. S. (c. 264) bemerkt hier ausdrücklich, Hildebrand habe das Banner Dieterichs ergriffen.« In Bezug auf die hier angenommene Auffassung unserer Stelle: »Hildebrand leitete ostwärts die ihres Erbes beraubten Helden« bemerke ich, dass der Gedankengang dagegen spricht; dieser ist: 1) Namensangabe beider Helden, 2) Flucht Hildebrands nach Osten zu den Hunnen, 3) Blick auf die Hinterbliebenen und ihre Lage, 4) der, wie geglaubt wird, später erfolgte Tod Hildebrands; 5) die ehrende Nachrede auf Leben und Thaten des todtgeglaubten Helden. Diese Gedankenfolge ist ganz der Sache entsprechend. Hätte der Dichter daher das ausdrücken wollen, was W. Grimm annimmt, so sieht man leicht, dass es bei Erwähnung von Hildebrands Zug nach Osten V. 18 u. 19 geschehen musste; da war der Ort dazu, oder allenfalls bei dem Preis des Helden, wo wirklich etwas Aehnliches gesagt wird (her was êo folches at ente). Dagegen würde dieser Gedanke V. 22, nachdem V. 20 u. 21 ein Blick auf die Lage der Hinterbliebenen geworfen wird, die Folgerichtigkeit des Erzählungsganges stören. Ausserdem lassen sich auch die Worte nicht wohl mit dieser Auffassung vereinigen: in heraet würde man auch bei diesem Sinne nicht die Bezeichnung der Helden (deganâ) zu suchen haben, sondern das Verbum »er leitete« her laetta, und die Bezeichnung der Helden müsste deet sein. Aber deet = deot Volk, kann nicht zur Bezeichnung der Helden gebraucht werden; man würde statt dessen deganâ (arbeolaosa stünde dann st. arbeolaosê und wäre Acc. Plur. Masc.) lesen müssen: aber das alles liegt viel weiter ab.

Zu V. 24. Die Handschrift hat fatereres. Lachmann bemerkt dazu: »fatereres widersteht allen Erklärungen. Wenn die vorhergehenden Worte richtig gefasst sind, so muss es statt fater oder fateres stehen, und ich denke es wird nur ein Schreibfehler sein.« Es ist möglich, dass es wirklich nichts ist als Schreibfehler; aber es lässt sich auch anders ansehen. Es kann nämlich in zwei Wörter zerlegt werden (die Hdschr. rückt häufig verschiedene Wörter noch näher an einander) in fater, welches dann der bei diesem Wort übliche unflektirte Genitiv ist, und in êres = goth. airis einstmals. Dass dieses goth. Adv. airis in den Gegenden Deutschlands, wo unser Lied gedichtet ist, nämlich in dem mittlern östlichen Hessen oder angränzenden Thüringen zur Zeit seiner Abfassung noch nicht ausgestorben war, beweist jetzt der vor einigen Jahren neu aufgefundene Merseburger Zauberspruch Idisî, welcher dieses Adverbium gleich in der ersten Zeile in der Form eiris darbietet. Der Sprache unseres Liedes ist dafür die Form êres ganz gerecht. Zu verbinden wäre dieses Adv. êres dann mit dem Possessiv mînes einstmals oder weiland meines Vaters, gleich dem modernen: meines seligen Vaters. In den Zusammenhang passt dies sehr gut, und ich habe daher geglaubt bei der handschriftlichen Lesart stehen bleiben zu müssen.

Digitized by Google

Zu Vers 25. ummett irri gibt die Handschrift als ein Wort. Wackernagel will ummet tiuri lesen »er war dem Odoaker ungemein theuer«; aber das widerstrebt erstens Vers 18 »floh vor Odoakers Hass von dannen mit dem Theotrich« denn den Hass Odoakers hier bloss auf den Theotrich zu beziehen, könnte doch nicht ohne Zwang gegen die Worte geschehen; zweitens widerstrebt es dem Sinne der Stelle: es soll, wie wir gleich sehen werden, darin der Erklärungsgrund gegeben werden, warum Hildebrand nicht zu den Seinen zurückkehrte (ein friuntlaos man blieb). Daran aber war Schuld der unversöhnliche Groll.

Zu Vers 26. Den Halbvers: unti Deotrîhhe darbâ gistôntun haben die Herausgeber unsers Liedes, wenn nicht wirklich geändert, so doch wenigstens für verderbt erklärt; hauptsächlich, weil er in metrischer Hinsicht das Mass zu überschreiten schien. Dieses ist aber nicht der Fall: er ist zu lesen:

˘˘ ´ ˘˘ ´ ˘ ˘ ´ ´
unti Deotrîhhe darbâ gistôntun.

Hätte es freilich mit dem Grundsatz, dass zweisilbige Senkungen im Innern des alt- und mittelhochdeutschen epischen Verses unerlaubt seien, seine Richtigkeit, so würde der Vers allerdings metrisch verwerflich sein. Aber dieser Grundsatz, dem zulieb bei Herausgabe altdeutscher Gedichte schon vieles unbedenklich Richtige aufgeopfert, und der Sprache durch Elisionen, Synkopen, Aphaeresen und Krasen manche starke Zumuthung gemacht worden ist, muss als unbegründet aufgegeben werden. Sowohl der alt- als mittelhochdeutsche epische Vers erlaubt nicht bloss im Anfang als Auftakt, sondern auch im Innern zweisilbige Senkungen, und es ist gegen sie, wenn der Dichter nur sonst seinen Vers gehörig zu bauen weiss, aus dem Wesen des Rhythmus und von Seiten rhythmischer Kunst auch gar nichts einzuwenden, vielmehr können sie, geschickt gehandhabt, mitunter ebensowohl, als die gänzliche Weglassung der Senkungen, deren Gegenstück sie eigentlich in dem rhythmisch gemessenen Verse bilden, dazu dienen, den Rhythmus dem darzustellenden Gedanken naturgetreuer anzupassen, und mehr Ausdruck und Abwechselung hervorzubringen. Uebrigens hat in der Beziehung auch jeder Dichter seine eigenthümliche Art und Vorliebe, die man ihm lassen muss. So erstreben im Zeitalter mittelhochdeutscher Dichtkunst Gottfried von Strassburg und seine Nachfolger, besonders Konrad von Würzburg, allerdings mehr den ebenmässigen Fluss, den einsilbige Senkungen dem Verse geben, und suchen darum zweisilbige Senkungen möglichst zu meiden, während andere, wie Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, ein solches Streben nicht zeigen: eben so sind im althochdeutschen Zeitalter Otfried und die folgenden Dichter, die ihn zum Vorbild nahmen, auf Beschränkung zweisilbiger Senkungen bedacht, während andere, namentlich die älteren Dichter, ihnen freiern Zutritt gestatten. Aber dennoch müsste man selbst im Otfriedischen Verse, wollte man den Grundsatz einsilbiger Senkungen im Innern des Verses durchführen, mit Synkopen, Synizesen, Elisionen u. dergl. den Worten oft Zumuthungen machen, welche für Otfrieds Sprache bedenklich sind, ja trotz allen solchen Mitteln sind zweisilbige Senkungen auch bei ihm nicht ganz zu entfernen, denn wie wollte man es z. B. in Versen, wie den folgenden:

˘ ˘ ´ ˘˘ ´ ˘ ´ ´
mit wîû segenôtîs thû thih thanne. Otfr. V, 1, 12.

´ ˘ ˘ ´˘˘ ´ ´
habêtun siê michila hêra. IV, 12, 32.

˘ ´ ˘ ˘ ´ ´ ˘ ´
ther anderemo nimit sînaz hûs. V, 21, 8.

Digitized by Google

thaz mânôdô sin noh fiari. Otfr. II, 14, 103.

thô quâmun thiê jungoron innan thes. II, 14, 81.

bî thiû îlêmês io gigâhon. II, 3,63.

ni eigut ir mêrûn guatî. II, 18, 6.

wanta siu habêta sulîh muat. III, 11, 28.

suntar mir wizzi lîh zi thiû. III, 1, 29.

meistar ther zi thir sôs iz zam. II, 13, 3.

ginâdôt er uns thên sêlôn. I, 3, 39.

theheinan therô forasagônô. II, 18, 3.

Muss man aber in diesen und ähnlichen Versen die zweisilbigen Senkungen bestehen lassen, warum nicht auch in Fällen, wie:

siechêrô mannô menigî. II, 15, 9.

joh meisterâ ther uns onda. II, 7, 2.

zi akare siê ni gangent. II, 22, 10.

zi suaremo richiduame. II, 5, 8.

thiê engilâ quâmun thuruh thaz. II, 4, 102.

er sprichit ôfono hiar nû zi in. III, 16, 51.

ni wuntoro thû thih frîunt mîn. II, 12, 37.

wo Synkopen wie siech'ro, meist'ra, ak're, suar'mo, eng'lâ, of'no, wunt'ro Otfrieds Sprache nicht angemessen erscheinen.

Was nun unsern Vers betrifft, so könnte er freilich bei Otfried Bedenken haben, der wohl lange Bildungs- und Beugungssilben, wie oben in mânôdô, segenôtîs, siechêrô, îlêmês, ginâdôt er, bei zweisilbigen Senkungen zulässt, aber nicht tieftonige lange Stammsilben zusammengesetzter Wörter, wie in Deotrîhhe. Allein diejenigen Dichter, welche zweisilbigen Senkungen freieren Zutritt gestatten, thun auch dies unbedenklich; so unser Dichter selbst V. 58:

Digitized by Google

quad Hiltibrant ôstarliutô

wo man dieser zweisilbigen Senkung wegen wieder geändert und die Worte quad Hiltibrant aus dem Text geworfen hat, obgleich sie für das dichterische Kolorit der Stelle so wesentlich sind, und durch die Aenderung auch in metrischer Hinsicht, wie wir sehen werden, ein nach alt- und mittelhochdeutscher Versregel viel bedenklicherer Vers entsteht, als es die zweisilbige Senkung ist. Fernere Belege sind:

Wessobr. Geb. V. 9. mit inan kootlihhê keistâ.

Muspilli V 79. mit imo nioman kipâgan ni mac.

(obwohl diese Verse allenfalls auch anders gelesen werden können.)

Nahe kommt in metrischer Hinsicht:

Muspilli V. 95. unzi in den luzîgun vinger.

Hildebr. L. 50. enti wintrô sehstîc ur lante.

In Menge bieten solche Stellungen dar die Gedichte des 11. und 12. Jahrh., wie der Reinhart Fuchs von Heinrich Glichesaere u. A.; doch sie sollen hier ausser Betracht bleiben. Ich will nur noch einige Belege aus den besten mittelhochdeutschen Dichtungen, und das zwar aus den sorgsamst durchkorrigirten Ausgaben Lachmanns, worin nicht leicht etwas der Art, was wegzuschaffen war, stehen geblieben ist, hersetzen.

Nibl. 1111, 1. dô sprach der markgrâfe Ruedegêr

Ebend. 1238, 1. der bischof mit sîner niftel

Klage 1553. den markgrâven Ruedegêre

Hartm. Jw. 497. dîn meisterschaft und dîn huote

Wolfr. v. Esch. Wilh. 194, 1. dem markgrâven wol behagete

Ebend. 137, 4. und Arofels swert daz lieht gevar.

— Parziv. 737, 13. Parzival reit niht eine.

— Ebend. 292, 18. Her Heinrîch von Veldeke sînen boum

Mehrere dieser Verse, wie namentlich der letzte, stehen ganz auf gleicher Linie mit dem unsers Bruchstückes, und wie sie, kann auch er bestehen. Sehen wir nun auf Sinn und Zusammenhang unserer Stelle, so liefert in der Beziehung die handschriftliche Lesart unzweifelhaft Besseres, als die Aenderungen, die man vorgenommen. Die Gedankenverbindung Vers 24 — 26 ist dann nämlich folgende: Hildebrand war ein seiner Angehörigen (d. h. seines Weibes, Kindes, Volkes) so beraubter Mann (friuntlaos man), weil er auf Odoaker ohne

Digitized by Google

Aufhören erbittert blieb, der treffliche Held, bis er dem Theotrich durch den Tod entrissen ward, folglich bis an sein Ende sich nicht durch Aussöhnung mit Odoaker die Rückkehr ins Vaterland anbahnte. Dies ist ein für den Gang der Erzählung sehr passender Gedanke: er begegnet der Frage des Hörers, welche Aufschluss verlangt, warum Hildebrand bis an sein angebliches Ende nicht zurückgekehrt sei; und wie er so dem vorher Gesagten zur Erklärung dient, ist er auch in sich selbst folgerichtig und wohlzusammenhängend.

Dies ist nicht in gleichem Grade der Fall bei den Aenderungen, die man mit der Stelle vorgenommen hat. Liest man z. B. mit Lachmann

dat was sô friuntlaos man,
er was Ôtachre ummet irri,
deganô dechisto was er Deotrîhhe.

so sind 1) die Gedanken (ich gebe sie mit Lachmanns eignen Worten): »Hildebrand war ohne Freunde, — auf Odoaker zürnend; — und von Dieterich geliebt« im Grunde nur eine müssige Wiederholung dessen, was im Ganzen eben so vollständig schon gesagt ist: denn die Worte dat was sô friuntlaos man würden doch nichts anderes sagen, als was genauer schon in dem V. 20 — 23 Vorausgegangenen: her furlaet in lante luttila sitten brût in bûre, barn unwahsan, arbeolaosa — deot enthalten ist; ferner die Worte Ôtachre ummet irri nichts anders, als in Vers 18 floh her Ôtachres nîd, und endlich deganô dechisto Deotrîhhe nichts anders, als was im Grunde auch schon Vers 19 in (ostar gihueit) hina miti Deotrîhhe liegt. 2) stehen sie ohne sachlichen und begrifflichen Zusammenhang. Aber selbst wenn der Dichter nur kurze Prädikate zur Charakterisirung seines Helden hätte geben wollen, würde er sie doch nach Verwandtschaft oder Gegensatz der Begriffe zusammengestellt haben. Diese drei Begriffe aber gehören logisch weder als gleichartig noch als entgegengesetzt zusammen: denn friuntlaos man steht zu den beiden andern weder in dem einen noch in dem andern Verhältniss; und dem Begriffe: »auf Odoaker zürnend« müsste nicht: »von Dieterich geliebt« sondern vielmehr dem Dieterich in Liebe zugethan gegenüberstehen. Ich darf wohl nicht fürchten, dass man einen solchen Massstab bei einem Dichtwerk der vorliegenden Art als zu hoch gegriffen ansehe. Unser Dichter zeigt überall eine nicht nur sehr gesunde, sondern auch eine ächtkünstlerische Logik, bei der nichts hinkt oder schielt.

Ich gedenke nur noch kurz des von J. Grimm's Altd. W. II, 104, doch nur ganz problematisch, gemachten Vorschlags, welcher dahin geht: bloss die Worte darbâ gistôntun zu streichen und unti in der Bedeutung bis auf oder mit Ausnahme zu verstehen: er war der Helden berühmtester bis auf den Dieterich (diesen ausgenommen). Auch so gefasst, würden wir keinen guten Begriffszusammenhang in der Stelle haben, und es würde ungefähr dasselbe dagegen zu sagen sein, was Lachmanns Art, die Stelle zu lesen, gegen sich hat. Ausserdem kommt unti in dem Sinne von bis auf oder mit Ausnahme sonst nicht vor, wie J. Grimm selbst bemerkt, und endlich sind die Worte darbâ gistôntun, wie wir oben gesehen, keine leere Wiederholung, sondern stehen künstlerisch wohl berechnet.

Zu Vers 28. Die Handsch. liest chud was her chonnem mannum. Dies gibt keinen vollständigen Vers; es muss daher etwas ausgefallen sein, und es ist leicht zu erkennen, dass die Worte: chonnem mannum die zweite Vershälfte gebildet haben, dass mithin in der ersten Hälfte etwas verloren gegangen ist. Die Versform zeigt, dass dies ein Ausdruck gewesen ist, der den zweiten Liedstab enthielt, also mit ch anfing. Der Sinn verlangt, dass dieser den Begriff dessen gab, wodurch Hildebrand kühnen Männern bekannt war. Dies kann nichts anders sein, als entweder kriegerischer Muth und Tapferkeit oder der Kampf selbst. — Hier bieten sich nun die der Versform und dem Sinne genügenden Wörter chonî oder chôn-

Digitized by Google

hêt (Kühnheit) oder chaupb (Kampf), chempheo (Kämpfer). Das erste fügt sich am besten in den Vers und in die Sprache unsers Liedes und gibt durch die sehr passende Gegenüberstellung von chonnêm den nachdrücklichsten Sinn; es ist daher von mir zur Ergänzung gewählt worden.

Zu Vers 29. Die Hds. bietet hier nur die Worte ni waniu ih iu lîb habbe. Lachmann sagt: »In dem prosaischen Schlusse dieses Bruchstücks ni wâniu ih iu lîb habbe lese ich das Adv. iu diphthongisch.« Es kommt mir hier auf den Ausdruck prosaischer Schluss an, durch den wohl J. W. Schäfer Gesch. d. deutsch. Lit. S. 25 bestimmt worden ist, von dem Hildebrandslied zu sagen: »Es besteht dieses Lied aus alliterirenden poetischen Bruchstücken mit prosaischen Einschiebseln.« Gegen eine solche Ansicht muss ich mich erklären. Es ist nicht im Mindesten Grund vorhanden prosaische oder unmetrische (wenn man genau sein will, unrhythmische) Bestandtheile in unserm Liede anzunehmen. Die hier in Frage stehenden Worte bilden eine, und zwar, wie man leicht sieht, die erste Hälfte eines Verses, wozu die zweite durch Versehen des Schreibers verloren gegangen ist. Zu lesen ist (wenn man habbê statt des gewöhnl. habê beibehält) ni wâniu ih iu lîb habbê: denn ih verschmilzt mit wâniu durch Krasis zu wâniuh. Setzt man habê st. habbê, wie man wohl darf, da der Schreiber öfters verdoppelt, wo nur einfacher Laut stehen sollte (laettun, heittu, Deotrîchhe, chônnêm, môtti, harmlîcco): so bildet die kurze Stammsilbe des Worts mit der folgenden Endung nur eine Hebung nach dem gewöhnlichen Gebrauch, der auch in unserm Lied sonst häufig ist, Vers 5 hamun, ana, 6 ritun, 12 sagês, 17 fater, 36 gibu, 49 skilit, 57 habês; dann ist zu lesen ni waniu ih iu lîb habê. Dieser Halbvers zeigt die Anlage zu gekreuzter Alliteration; wâniu und lîb werden die Liedstäbe gewesen sein, denen im zweiten Halbvers reimende Wörter entgegenstanden. Ferner fehlt dem Halbvers die Subjektsbezeichnung durch das Pron. her. Dies rechtfertigt sich nach der Sprache unsers Liedes, die im abhängigen Nebensatz sonst das Pronomen nicht auslässt, nur dann, wenn ein folgender Relativsatz eine Umschreibung des Subjektes gab. Auf diese Kennzeichen hin habe ich die Ergänzung gegeben: der was dâr leobêr fater mîn, worin was mit wâniu, leobêr mit lîb reimt und zugleich der Ausdruck leobêr fater hier am Schlusse der Rede des Sohnes einen in der Art unsers Dichters liegenden Anklang an die vorbedeutsam gebrauchte Anrede chind am Schluss der Rede des Vaters enthält. Aber auch so würde der Gedanke noch immer nicht recht befriedigend schliessen, während der Dichter sonst immer mit vielem Geschick die Rede seiner Person gerade mit einem Schwerpunkt der Gedanken nachdrucksvoll zu schliessen pflegt. Der Schwerpunkt aber in Hadubrands ganzer Antwort ist der Name des Vaters, den auch die nachfolgende Rede Hildebrands hier nochmals vollständig erwarten lässt. Dieser wird daher in einem zweiten ausgefallenen Vers enthalten gewesen sein. Danach habe ich ergänzt: Hiltibrant der reccheo hêr Heribrantes sunu. Damit schliesst die Rede treffend und zur folgenden aufs geeignetste überleitend. Der ähnliche Schluss der folgenden Rede Hadubrands Vers 45 macht dann wie eine Art Refrain eine treffliche Wirkung, welche man dem überall so viel Kunst in der Anlage beurkundenden Dichter ohne Bedenken als beabsichtigt zutrauen darf. Ja es ist möglich, dass es nicht bloss Zufall ist, sondern dass der Dichter es absichtlich so anordnete, um den Abschnitten, worin der jugendliche Held redend auftritt, etwas charakteristisches Pathos zu geben, dass beidemal der refrainartige Vers Hadubrant gimahalta Hiltibrantes sunu beginnt und ein ähnlicher den Abschnitt schliesst.

Digitized by Google

Zu Vers 31—36. Dass mit dieser Rede Hildebrands der V. 7—30 fortgeführte Gegensatz in den Charakteren beider Helden in eine andere Form umschlage, wurde schon oben angedeutet. Auf Seiten Hildebrands schreitet die Erkennung fort zum Erkennengeben und zur thätigen Aufforderung den beabsichtigten Zweikampf, zu dem sie sich, während sie einander unbekannt gegenüber standen, gefordert hatten, nunmehr zu unterlassen und sich herzlich als Vater und Sohn zu empfangen. Bei Hadubrand dagegen nimmt die bisherige auf unzulängliche Gründe gebaute Meinung von des Vaters Tod dieser unerwartet kommenden Eröffnung Hildebrands gegenüber, dass er sein Vater sei, wiederum mit Uebereilung die Gestalt unmittelbaren Unglaubens an, welcher sich in seiner folgenden Rede ausspricht, und dadurch, dass dieser Unglaube gleich geschäftig ist, der Handlungsweise des Vaters nach seinem vorschnellen Ermessen falsche Beweggründe unterzulegen, tritt der Gegensatz zwischen beiden abermals in eine andere Gestalt über.

Zu Vers 31. Das erste Wort ist in der Handschr. nicht vollständig zu lesen, da es theilweis erloschen ist. Seine Herstellung und Erklärung hat den Herausgebern unsers Lieds viel Schwierigkeit gemacht, und ist auf verschiedene Weise versucht worden. J. Grimm liest Wittu und bemerkte dazu früher Altd. Wälder II, S. 105: »im Angels. ist wite optimas; wittu vielleicht auch Imperativ von witan zeugen. Gott sei mir Zeuge vom Himmel herab (Nibl. 8716, 8813. 8885. 8900. 8925), dass du dergleichen Unthat noch nie herbeiführtest; so II. III, 286 u. häufig *νῦν εἰς μάρτυρες ἔστε.*« Später gab er diese beiden Erklärungsversuche, weil sie sich von Seite der Sprachform nicht rechtfertigen lassen, auf, und meint nun (s. Lachmann über das Hildebrandsl. a. a. O. S. 161) Wittu könne der Name eines altsächsischen Gottes sein. — Lachmann a. a. O. S. 144 sagt: »Das erste Wort dieses Bruchstücks ist nicht einmal vollständig zu lesen, geschweige zu erklären. Auf den Anfang eines angelsächsischen v mit Circumflex (so wird in diesem Liede und sonst in keinem bekannten deutschen Denkmale das w meistens bezeichnet) folgt eine abgeschabte Stelle, auf der kaum noch Platz für einen Vokal zu sein scheint, und dann ttu, so dass vielleicht nie mehr als ein ttu geschrieben war. Der Vers lehrt, dass es zwei lange Silben sein müssen.«

Hierzu habe ich zu bemerken, dass Lachmann sich über die Weite des Raums, worauf die Schrift erloschen ist, getäuscht hat. Er ist so gross, dass nicht bloss ein Vokal, sondern auch recht wohl noch ein zweiter Buchstab darauf hat Platz finden können. Misst man den Abstand vom ersten senkrechten Strich des w bis zum Fusse des ersten t, so erhält man genau denselben Raum, wie Vers 44 in dem Worte westar vom ersten Strich des w bis zum Fusse des t. Es konnten also, wie in diesem Worte e und s, so auch an unserer Stelle entweder dieselben zwei Laute oder zwei andere, gleichen Raum fordernde stehen. Der einzige Unterschied ist, dass an unserer Stelle das t gekrümmter gezogen ist und mit seiner Mitte deshalb dem Anfange des Wortes etwas näher kommt, als V. 44; aber hier steht das t auch weit von s ab, so dass für eine weit stärkere Krümmung Raum genug vorhanden ist.

Lachmann fährt fort: »Da nun weder das goth. vaitei numquid (Grimm Gr. 3. 243) noch das angelsächsische vutun age (das. S. 105) sächsisch wita (Helj. 7, 6, 9. 122, 8.) etwas zu Hilfe bringt, so glaube ich, man muss irgend eine Versicherungspartikel annehmen, die dem Schreiber selbst wiederzugeben schwer ward. Es ist nichts als ein Einfall, wenn ich denke, wie weiz got gesagt ward, konnte vielleicht mit nicht mehr verstandenem heidnischem Namen auch wittu gesagt werden, weiz Ziu. Ziu ist der Gott, der nordisch Tyr heisst. Auch der Beisatz Irmingot war wohl mehr Ueberlieferung, als verständlich.«

Betrachten wir den Zusammenhang der Rede, so sehen wir, dass der abhängige Neben-

Digitized by Google

satz: dat dû nêo dânahalt dine ni gileitôs u. s. w. in dem übergeordneten Hauptsatz einen Verbalbegriff voraussetzt, von dem er abhängt. Der Gedanke zeigt unverkennbar, dass dieser Begriff eine Versicherung ausdrücken müsse. Da nun in Vers 31 kein anderes Wort vorhanden ist, welches einen solchen Begriff ausdrückt, so muss eben das unleserliche erste diese Versicherung ausgedrückt haben. Es fragt sich also, welche Zeitwörter, die eine Versicherung ausdrücken, kommen den Schriftzügen der Handschrift mit ihrem Buchstabenbestand nahe. Da das alts. witan ahd. wizan bedeutet: einem etwas als Schuld zurechnen, ahnden, unser schwaches Verbum wetten, woran man denken könnte, aber im Ahd. noch gar nicht gebräuchlich ist, und das starke wetan Prät. wat nur binden heisst und zudem in der Mundart unsers Liedes nicht mit t sondern mit d geschrieben sein müsste, so findet sich kein anderes Verbum, welches die erforderliche Versicherung ausdrücken könnte, als das Wort wizan wissen, welches in der Sprache unsers Liedes witan lautet. Hiervon wäre, scheint es, der Imperativ nöthig: wisse, dass du niemals ausfochtest. Aber die alte Sprache bildet keinen Imperativ von diesem Wort, und ohnediess würde derselbe auch nicht auf u endigen. Der den Imperativ vertretende Konjuktiv Präs. lautet in 2. Person wizis, in der Sprache unsers Liedes witis, in dritter Person wizi, witi. Keine dieser Formen will sich den Schriftzügen des Wortes w . . ttu anbequemen. Haben wir also das Wort aufzugeben? Keineswegs. Es scheint, man habe bisher bei unserer Stelle nicht daran gedacht, dass der fehlende Imperativ des Verbums witan (wizan) auch, und zwar insbesondere in affektvoller Rede auf eine zweite Weise ersetzt wird, nämlich durch den Indikativ des Präs. mit fragender Wendung des Ausdrucks, indem statt wisse gesagt wird weist du? In der Mundart unsers Gedichtes gibt das die Form wêst tû oder zusammengeschrieben wêsttû, welche vollkommen den lesbaren Bestandtheilen des fraglichen Wortes, und eben so sehr dem Gedanken, dem Sprachgebrauch und der Versform entspricht. Zu beziehen ist dieses wêsttû unmittelbar auf Hadubrand, der in dem folgenden Satz dat dû — gileitôs das Subjekt ist, nicht auf Irmingot, welches bloss absoluter Kasus des Ausrufes ist, wie wir noch jetzt grosser Gott! statt beim grossen Gott! sagen. In metrischer Rücksicht bemerke ich, dass wêsttû bloss den Auftrakt des Verses bildet, und zwar einen einsilbigen, da der Vokal der Endsilbe durch Elision vor dem vokalisch anfangenden Wort abfällt oder, wenn man will, durch Krasis mit ihm verschmilzt. Der Vers

ist also zu lesen Wêstu Irmingot, quad Hiltibrant. Die Worte quad Hiltibrant, die Lachmann auswirft, sind durchaus unentbehrlich: sie vertreten hier das sonst die Rede eröffnende Hiltibrant (Hadubrant) gimahalta, und zwar mit sehr passender Wahl des Ausdrucks, denn die letzte Redensart leitet die Rede mit einer gewissen förmlichen, ruhig bemessenen Haltung ein, während das eingeschobene quad Hiltibrant der Rede die Färbung des lebhaft erregten Gefühls verleiht, wie es unsere Stelle fordert, s. unten die Anm. zu V. 49.

Zu Vers 32. Die Hdschr. bietet hier die letzte Hälfte von Vers 32 und die erste von Vers 33 in versetzter Ordnung, und die zweite Hälfte von Vers 33 ist ausgefallen. Dass die Worte dine ni gileitôs, wie die Alliteration zeigt, den zweiten Halbvers von V. 32 bilden müssen, hat Lachmann bereits richtig erkannt; er sieht aber die Worte mit sus sippan man als einen störenden Zusatz des Aufzeichners des Liedes an. Dass sie dieses nicht sind, sondern die erste Hälfte des folgenden 33. Verses bilden müssen, hat, so viel ich weiss, zuerst W. Wackernagel in seiner Bearbeitung des Liedes im altd. Lesebuch gesehen. Uebrig bleibt daher nur, an der Hand des Gedankenganges, der Alliteration und der Satzform die Herstellung des Ausgefallenen zu versuchen. Was den Gedankengang betrifft, so lässt der natürliche Verlauf der Handlung erwarten 1) dass sich Hildebrand seinem zum Kampfe gegenüberstehenden Sohne

Digitized by Google

als Vater zu erkennen geben müsse; 2) dass er statt des Kampfes ihm freudigen Willkomm bieten werde: und dass beides wirklich so geschehen sei, geht aus der folgenden Erwiederung Hadubrands hervor. Wie aber die Worte der Handschrift lauten, ist das Zuerkennengeben Hildebrands zu unbestimmt, und man muss annehmen, dass in dem Ausgefallenen gerade das Bestimmtere enthalten war. Was sodann die Satzform der Worte dat dâ nêo danahalt dinc ni geleitôs mit sus sippan man an die Hand gibt, ist, dass das demonstrative Adv. der Weise sus in dem ausgefallenen Halbvers einen mit sô verbundenen relativen Nebensatz erwarten lässt, worin dem sus sippan man der erforderliche bestimmte Vergleichspunkt gegeben wurde, welches nur die Person Hildebrands selber sein konnte. — Die Versform endlich lehrt, dass der Ausdruck für den bedeutsamsten Begriff des ausgefallenen Halbverses, was bemerktermassen nur die Personbezeichnung Hildebrands sein konnte, mit s begonnen und auf sus und sippan gereimt haben müsse. Diese Umstände zusammen führen mit Nothwendigkeit auf das Pronomen selbo, dem sich das Pronomen ih zur nähern Bezeichnung der sprechenden Person anschliessen muss. So hätten wir also, mit dem schon oben als nothwendig erkannten relativen Bindewort sô die Worte: sô ih selbo, wozu dem Zusammenhang nach das Verbum nur bim, sein kann. Nun fehlt noch die Bezeichnung der Person, mit der die Verwandtschaft Statt findet, welches die angeredete ist, und also mit dir bezeichnet werden musste. So erhalten wir, die Worte richtig gestellt, den Vers sô ih selbo dir bim, bei dem kaum ein Zweifel obwalten kann, dass es buchstäblich die ursprünglichen Worte sind. In der Hauptsache ganz richtig sagt W. Grimm deutsche Heldens. S. 23 »Beide (Hildebrand und Hadubrand) zwar bereiten sich wie sie aufeinander stossen zum Streit, aber als Hildebrand nach dem Namen seines Gegners fragt, und Hadubrand bereitwillig sich und seinen Vater nennt, so erkennt dieser jetzt erst seinen Sohn und bietet alles auf, den Kampf abzuwenden, der, wie er sagt, zwischen so nahen Verwandten unstatthaft sei. Seinen Vater nennt er sich nicht geradezu, ich glaube aber, diese natürliche Erwiederung fehlt bloss, weil das Gedicht an dieser Stelle unvollständig aufgezeichnet ist, wofür das gestörte Metrum und andere Gründe sprechen.«

Zu Vers 35. cheisuringû gitân. Das Wort cheisurinc aus cheisar Kaiser und der Patronymendung ing gebildet, bedeutet eine griech. oder röm. Kaisermünze, hier von Gold. Aehnlich gebildet sind die Münznamen scill-inc, phenn-inc, siluparlinc. Das Wort ist hier als Stoffname in kollektivem Sinn zu fassen, wie denn überhaupt der Instrumentalkasus leicht in den Begriff der Mehrheit übergeht. Die Armringe waren also nicht alle aus einem Kaiser d'or gemacht, sondern umgekehrt ist jeder Armring aus einer Anzahl Kaiser d'or gefertigt zu denken. Ein solcher im Jahr 1843 im Landgericht Tittmanning beim Orte Pietling im Salzburgischen aufgefundener alter Armring wiegt 20$^{3}/_{10}$ Dukaten und ist vom feinsten Golde. (Augsb. Allgem. Zeitung 1844.)

Zu Vers 38. mit gêrû scal man geba infahan. So ist mit Lachmann der Vers zu theilen. Wird man zum ersten Halbvers gezogen, so ist der zweite zu kurz, da gebâ als Wort mit kurzer Stammsilbe nicht zwei Hebungen füllen kann, und die Vorsilbe in- im hochdeutschen Vers nicht in der Hebung stehen darf.

Zu V. 40. Die Handschr. gibt diesen und den folgenden Vers ohne die Punkte, wodurch die Halbverse von einander gesondert werden. Wenn nichts ausgefallen ist, so sind die Verse so zu theilen:

ummet spâhêr, spenis mih mit dînêm

Digitized by Google

wortun, wili mih dînû sperû werpan.

Die Vertheilung des Substantivs und dazu gehörigen Possessivs oder Adjektivs an verschiedene Vershälften oder Verse findet sich mitunter, wie

Otfried 1, 4, 6. ioh iogiwâr sînaz gibot fullentaz.
Nibl. 353, 2. unde kumet diu schoene Prünhilt in daz lant.

Sollte etwas ausgefallen sein, so möchte ich glauben, dass, wie gewöhnlich, einen ganzen Halbvers dies Schicksal betroffen habe; und ich würde lesen:

ummet spâhi, spenis mih *sus bisuîhlîhho*
mit dînem wortun wili mih dînû sperû werpan.

Betrachtet man den Vers spenis mih — wortun an sich, so wäre das sus bisuîhlîhho sehr passend und sachgemäss, aber nimmt man den folgenden Vers wili mih dînû sperû werpan hinzu; so sind gleichwohl die innern Bezüge des Gedankens nicht dafür, da in dem letzten Satz kein Adverbialbegriff entsprechend gegenüber steht, mithin die Koncinnität der Gegensatz bildenden Gedanken leiden würde, die wir bei unserm Dichter wohl fordern müssen. Ich bleibe daher bei der Lesart der Handschrift stehen, da kein genügender Grund vorliegt, sie zu verlassen.

Zu Vers 44. In dem ersten Halbvers sind die Vokale des Wortes sêo diphthongisch oder als Synizese einsilbig zu lesen. Es wird sich mit ihnen verhalten, wie mit ia in fiant, welches bald ein- bald zweisilbig ist oder mit dem Diphthong uo z. B. in tuon, welcher gewöhnlich einsilbig steht, aber auch, wie Musp. Vers 23, zweisilbig mit langem û gebraucht wird; ebenso in mûor Musp. Vers 55. Bei dem zweiten Worte des zweiten Halbverses erlauben die Schriftzüge der Handschrift entweder man, wie gewöhnlich geschehen ist, oder auch inan zu lesen, da die Handschrift dem i nie einen Punkt gibt. Häufig zieht zwar der Schreiber im Wortanfang, eben wohl um die leicht mögliche Verwechselung zu verhüten, das i lang in die Höhe wie l, aber eben so häufig thut er dies auch nicht, und unterlässt auch, es gehörig von dem folgenden Buchstaben zu sondern (s. bei imo Z. 22 und Z. 27); dann kann i sehr leicht als ein zu einem m, n, oder u gehöriger Zug aussehen. Aber selbst wenn der Schreiber auch wirklich man geschrieben hätte, wäre es möglich, dass er es bei den leicht zu verwechselnden Wörtern inan und man versehen habe. Es wird daher der Gedanke entscheiden müssen. Wird man gelesen, so haben die Seefahrer dem Hadubrand den Worten nach weiter Nichts gesagt, als man habe von Krieg gehört; und daraus, dass man von Krieg gehört hat, zieht Hadubrand den Schluss: »Hildebrand ist todt.« Dass das ungereimt ist, braucht man nicht erst zu sagen. Will man aber die Richtigkeit des Gedankens retten, so muss man annehmen: die Schiffer haben dem Hadubrand mehr und Wichtigeres als die Worte dat man wîc furnam besagen, nämlich die bestimmte Nachricht von Hildebrands Tod mitgetheilt; und auf diese bestimmtere Aussage hin spricht Hadubrand die Behauptung aus: tôt ist Hiltibrant. Dann aber trifft den Ausdruck dat man wîc furnam der Vorwurf der Unbeholfenheit. Dies wie jenes liegt von unserm die Sprache wie den Gedanken so meisterhaft handhabenden Dichter gleich fern. Beiden Uebelständen entgehen wir, wenn wir mit J. A. Schmeller (Wörterb. z. Helj. unter fornûman) das Wort inan lesen; dieses geht auf den gleich nachher namentlich genannten Hildebrand, und die Schiffer sagen dann wirklich aus, was der Zusammenhang verlangt, dass Krieg den Hildebrand hingerafft habe. Und sehr geschickt ist es von dem Dichter angelegt, dass dieser für den Gang der Handlung so wichtige Umstand durch doppelte Erwähnung hervortritt,

Digitized by Google

einmal im Munde der Schiffer und dann mit vermehrtem Nachdruck im Munde Hadubrands selber, indem er mit dieser Nachricht dem vermeintlichen Truge seines Gegners entgegentritt. Es empfiehlt aber auch der Sprachgebrauch diese Lesart, da das Verbum forneman vornehmlich vom Hingerafftwerden durch Krieg, Schicksal u. s. f. gesagt wird. So steht ganz ähnlich Beow. 2454 vîg ealle fornam Krieg raffte alle hin. Ebend. 2411 vyrd fornam die Schicksalsgöttin raffte hin. Helj. 23, 6 that wurd fornam herodes thana cuning. Graff. Diutisk. I, p. 151 Gloss. P. a. farnimit absumit.

Es hat dies kleine Wörtchen man oder inan in neuester Zeit selbst für die Entwickelungsgeschichte der deutschen Heldensage eine nicht unerhebliche Bedeutung gewonnen, indem man auf den Grund der Lesart man sich eine Verknüpfung der burgundisch-fränkischen Siegfriedssage mit der gothischen Dietrichssage schon im 8. Jahrh. möglich oder wirklich gedacht hat. Lachmann in der Kritik der Nibelungesage (Rhein. Mus. der Philol. v. Niebuhr u. Brandis III. Jahrg.) sagt S. 443: «Während nun Dietrich bei Attila im Hunenland verweilt, bringt ihn die Sage, welche den Untergang der Burgunden dahin setzt, natürlich auch hiemit in Verbindung. Ich weiss sogar nichts dagegen einzuwenden, wenn man den letzten Kampf der Burgunden schon im Hildebrandsliede will angedeutet sehen. Hadubrant, Hildebrantes Sohn, hat im Westen (wahrscheinl. im welschen Bern) Seefahrer von einem Krieg in Osten erzählen gehört, in dem, wie sie fälschlich berichteten, Theotrih seinen Freund Hiltibrant verloren habe. Wenn aber hier nicht nothwendig an den Kampf der Burgunden zu denken ist, in der süd- und norddeutschen Ueberlieferung des 13. Jahrh. steht Dietrich fest u. s. w.« S. 462: »Vor dem dreizehnten Jahrh. wird zwar die Verbindung Dietrichs und der Burgunden nicht bezeugt, ausser durch die zweifelhafte Angabe des Hildebrandsliedes über den Krieg im Osten: aber ihr ist nichts entgegen.« — A. F. C. Vilmar (Vorless. über d. Gesch. d. deutsch. Nationalliteratur) sagt S. 19: »Die Begebenheit, welche dieses Lied erzählt, setzt alle die Ereignisse, welche das Nibelungenlied erzählt, voraus. Dietrich ist mit Hildebrand dreissig Jahre ausser seiner Heimat gewesen, bei dem König der Hunnen; jetzt ist er, nach dem grossen Kampfe, in welchem sämmtliche Burgunden, und zuletzt Siegfrieds Wittwe, Attilas Gattin, die lieblich-furchtbare Chriemhild, gefallen sind, und nach der Besiegung seiner einheimischen Feinde, als deren Haupt Otacher (der wohlbekannte Odoaker) erscheint, in sein Reich zurückgekehrt.« Rechtfertigt unser Lied diese Annahmen? Ich kann bei aller Achtung vor der Meinung der genannten Männer nur mit Nein antworten, selbst dann, wenn man an der betreffenden Stelle liest: dat man wîc furnam. Nur dadurch, dass man die Stelle mehr einzeln betrachtete, war es möglich etwas in sie hineinzulegen, das man augenblicklich fahren lassen muss, so wie man sich nur auf dem Boden unsers Liedes selbst hält und seine innern Bezüge gehörig erwägt. Wie wir gleich näher sehen werden, wird in der nachfolgenden Rede Hildebrands, welche die Aeusserungen Hadubrands Punkt für Punkt beantwortet, auf die Worte: dat man wîc furnam: tôt ist Hiltibrant entgegnet:

ih wallôta sumarô enti wintrô sehstîc ur lante,
dâr man mih êo scerita in folc sceotantêrô.
sô man mir at ênîgêru burc banûn ni gifasta;

d. h. ich war zwar dreissig Jahre im Ausland, wo man mich immer stellte in das Volk der Schiessenden (an die gefährlichsten Stellen des Streites); aber gleichwohl hat man mir vor keiner Stadt den Tod gegeben, wie die Seefahrer dir fälschlich berichtet haben. Weiss hier Hildebrand — und wenn irgendwo davon vorkommen sollte, so musste er davon zu reden wissen — weiss er etwas von dem grossen Burgundenkampf der spätern Sage? Durchaus nicht. Er redet nur von vielen Kämpfen, die er bei Attila mitgemacht, ganz entsprechend dem, was der

Digitized by Google

Dichter schon Vers 27 im Allgemeinen durch Hadubrand andeuten liess: her was êo folches at ente, imo was êo feheta ti leop: denn dass diese Worte sich auch auf die Zeit des Aufenthalts bei den Hunnen beziehen, geht daraus unzweifelhaft hervor, dass die Ueberzeugung von des Vaters in dieser Zeit erfolgtem Tode daran geknüpft wird. Aber nicht bloss, dass so an beiden Stellen unsers Liedes nur allgemein von vielen Kämpfen die Rede ist, ohne einen einzelnen namentlich hervorzuheben, Hildebrand charakterisirt diese Kämpfe auch näher durch die Worte: »Gleichwohl hat man mir vor keiner Stadt den Tod gegeben.« Dieses stimmt ganz mit dem geschichtlichen Charakter der Kriege Attila's: denn der offenen Feldschlachten berichtet die Geschichte im Ganzen wenige, dagegen zahllose Angriffe und Eroberungen von Städten des ost- und weströmischen Reiches. Und dem entsprechend setzt denn auch Hildebrand im Liede voraus, dass er der Schiffernachricht zufolge vor einer der angegriffenen Städte auf einem hunnischen Einfall in das oströmische Reich (denn andere als Oströmer konnten diese westwärts über das Mittelmeer segelnden Seefahrer, von denen Hadubrand die Kunde empfing, doch wohl nicht sein) solle den Tod gefunden haben. Unser Lied weist also nach einer ganz andern Seite, als auf einen Barbarenkampf in den nördlicher gelegenen Ländern, von dem ohnedies die Nachricht nicht durch byzantinische Seefahrer des Mittelmeers an Hadubrand gelangen konnte, und es zeigt sich auch hier wieder, dass Gervinus Recht hat, wenn er für unsere älteste Poesie einen vorwiegendern geschichtlichen Charakter in Anspruch nimmt.

Zu Vers 46—62. Die in diesen Versen enthaltene Rede Hildebrands, womit er die Vorwürfe und ungegründeten Behauptungen seines mit jugendlicher Uebereilung handelnden Sohnes beantwortet, ist, scheint es, nicht gehörig verstanden worden, und hat so insbesondere wohl Anlass gegeben zu dem Tadel, dass kein Fortschritt des Gedankens in den Reden sei, dass Hildebrand immer nur seine Klagen und seinen Schmerz wiederhole, mit seinem Sohne streiten zu müssen. Richtig verstanden rechtfertigt eben so wenig diese, wie die andern Reden unsers Liedes einen solchen Tadel; im Gegentheil, gerade sie zeigt uns den Dichter auf einer künstlerischen und menschlichen Höhe, wie man sie nicht erwartet. Mit fester Meisterhand ins Grosse zeichnend, um kleines Beiwerk nicht bekümmert, stellt er uns hier die Gestalt seines altehrwürdigen Helden vor Augen, wie er in ruhiger Grösse seine ganze Lage mit klarem Blicke überschauend, alle Momente derselben, welche geeignet sind, sowohl den Sohn aus seiner Verblendung zu ziehen, als den Leser oder Hörer mit Theilnahme und Rührung an dem Geschick der Handelnden zu erfüllen, hervorkehrt und in massvoller Selbstbeherrschung eben so viel menschlich-edle Milde der Gesinnung als lebhaftes Gefühl für seine angetastete Heldenehre und erhebendes Bewusstsein seiner Heldenkraft in seinem Charakter vereinigt.

In der V. 37—45 vorausgegangenen Rede Hadubrands hat der künstlerische Gegensatz in den Charakteren, welchen der Dichter durchführt, abermals eine andere Phase angenommen. Der Sohn bildet sich ein, bei den ehrenrührigen Motiven, die er der Handlungsweise des Alten mit Uebereilung unterlegt, einen grossen Scharfblick zu beweisen, und mit seiner Schiffernachricht, deren Inhalt er mit Emphase wiederholt, die Eröffnung des Vaters beschämender Lüge zu überführen. Gerade die entgegengesetzte Wirkung, als erwartet wird, haben diese Worte bei Hildebrand; er erkennt in dem Sohne einen noch aller Welterfahrung ermangelnden und darum sich in seinem Urtheil unbesonnen überstürzenden jungen Menschen, den er im Gefühl seiner Ueberlegenheit mit grossmüthiger Milde und Schonung zurechtweist. Den Inhalt von Hadubrands Rede bilden folgende Punkte:

1) die Beschuldigung, dass Hildebrand feig einem redlich gefochtenen Kampf um den Siegespreis (gebâ hier genannt, als das vom Besiegten an den Sieger Abgegebene, und zugleich als

Digitized by Google

eine Art von Wortspiel mit Bezug auf die von Hildebrand gebotene Freundschaftsgabe; sonst hregil.) ausweiche.

2) der Vorwurf, dass er ein in Thaten der Hinterlist und Verschmitztheit alt gewordener Schurke sei, der den Gegner unversehens zu meucheln gedenke.

3) die Seefahrernachricht von Hildebrands Tod, die den Alten der Unwahrheit überführen soll.

4) die in eigenem Namen gegebene Behauptung dieses Todes.

Auf alle Punkte lässt der Dichter Hildebrand entgegnen, aber in einer den Forderungen des künstlerischen Planes und einer gesunden Logik gemäss abgeänderten Folge. Sehen wir nämlich auf das, was Hadubrand vorbringt, so beruht Alles auf der Thatsache: »Seefahrer haben mir erzählt«. Daraus geht zunächst Hadubrands Ueberzeugung vom Tod des Vaters, aus dieser Ueberzeugung dann der Vorwurf der Feigheit und unredlicher Hinterlist hervor. Wollte also Hildebrand den Sohn eines Bessern belehren, so war bei der Grundursache des Irrthums, mit der die andern Punkte stehen oder fallen, anzufangen. Was war nun 1) in Bezug auf die Quelle der Nachricht oder auf die Worte: dat sagêtun mî sêolidantê zu entgegnen? — Gewiss, dass sie eine sehr unzuverlässige, und dass das blinde Vertrauen, welches Hadubrand darauf setze, tadelnswerth sei und Mangel an Welterfahrung und an Bekanntschaft mit den Weltereignissen beweise; auch wohl dass es des Sohnes Pflicht gewesen sei, durch eignes Umthun in der Welt, zuverlässigere Kunde über das Schicksal des Vaters einzuziehen. — Das, was Hildebrand antwortet, enthält wirklich diese Vorwürfe, aber auf die schonendste Weise, indem mit einem leisen Anflug der gutmüthigsten Ironie zugleich der Entschuldigungsgrund der Versäumniss besserer Belehrung, welcher in dem Glück der Heimat liegt, hinzugefügt wird. Denn in dem Sinn müssen dem Zusammenhang nach die Worte Hildebrands aufgefasst werden, wenn er sagt: »Wohl sehe ichs deiner Rüstung an, dass du daheim einen guten Herrscher hast, dass du bei dessen Regierung noch nicht als ein des Vaterlands verwiesener Held (recchêo) in der Fremde dich umgesehen hast.« Dabei bleibt dem Hörer die natürliche Folgerung überlassen; »denn sonst würdest du bessere Kunde von den Weltvorgängen haben und einer werthlosen Nachricht nicht so blindes Vertrauen schenken.«

Den Uebergang zu dem folgenden Punkt macht der Dichter, wie er es liebt, nachdrucksvoll mit dem Ausruf: »Doch wehe! dies dein heimisches Glück und die daraus hervorgegangene Versäumung besserer Belehrung bringt nun schweres Wehgeschick!« An diesen Satz müsste sich nun das Folgende dem Gedankenverhältniss nach erklärend in einer logisch unterordnenden Satzverbindung mit denn (ahd. wanta) anschliessen; aber der Dichter zieht die der Dichtersprache angemessenere asynthetische Nebeneinanderstellung der Gedanken vor; ihre Verknüpfung richtig auf den Grund ihres Inhaltes zu bewerkstelligen, bleibt dem Hörer überlassen.

2) Was war sodann in Bezug auf den Inhalt der Nachricht und deren Bestätigung durch Hadubrand oder auf die Worte: dat inan wîc furnam, tôt ist Hiltibrant zu erwiedern? Womit die Eröffnung Hildebrands, er sei der Vater V. 31 — 33, dieser Ableugnung gegenüber als wahr zu vertheidigen? — Hildebrand wird erstlich die ihm zu Gebote stehenden Kennzeichen anzugeben haben, aus denen Hadubrand abnehmen konnte, dass seine Angabe nicht aus der Luft gegriffen sei. Dieses thut er mit dem Vers 50 ih wallôta sumarô enti wintrô sehstîc ur lante, indem er damit die Zeit seiner Abwesenheit von der Heimat genau angibt. — Zweitens wird er passend zeigen, dass das Gerücht von seinem Tode im Krieg leicht habe entstehen können, ohne dass man gerade absichtlichen Betrug bei den Hinterbringern anzunehmen brauche. Dieses thut er, wenn er V. 51 sagt, dass er während seines Aufenthalts bei den Hunnen allerdings beständig deren Kämpfe mitgefochten und stets da gestanden habe, wo die Gefahr am grössesten gewesen (dâr man mih êe scrîta in folc sceotantêrô). Da konnte leicht verlau-

Digitized by Google

ten, dass er geblieben sei. Endlich wird er sagen müssen, dass nichts desto weniger die Nachricht von seinem Tode falsch sei. Dies thut er V. 52 mit den Worten sô man mir at ênigêru burc banûn ni gifasta d. i. dennoch hat man mir vor keiner der angegriffenen Städte des oströmischen Reiches (denn, wie bemerkt wurde, Griechen müssen die Seeleute wohl gewesen sein und ihre Nachricht sich auf einen hunnischen Einfall ins byzantinische Reich bezogen haben), den Tod gegeben, die Nachricht davon ist also ungegründet.

3) Ist auf Hadubrands Vorwurf des feigen Ausweichens vor ehrenhaftem Kampf oder auf die Worte: mit gêrû scal man gebâ infâhan, ort widar orte zu antworten. Hier wird von Hildebrand erstens zu sagen sein, dass die von ihm angebotene freundliche Beilegung des Zweikampfs sich hinlänglich aus der für einen Vater schrecklichen Lage rechtfertige, infolge deren er entweder von Sohnes Hand fallen, oder Mörder seines eignen Kindes werden solle, und dass unter solchen Umständen nicht von Feigheit die Rede sein könne. Diesen Gedanken spricht der Dichter wiederum von seiner rein thatsächlichen Seite aus, indem er einfach ohne alle Emphase der Rede V. 53 u. 54 die Lage in ihrem ganzen Ernst hinstellt und wirken lässt; die Folgerungen daraus zu ziehen, stellt er dem Hörer anheim. Zugleich ist diesem an sich schwerwiegenden Gedanken geschickt eine solche Stellung gegeben, dass er als Uebergangsgedanke das Vorhergehende abschliesst und auf das Folgende hinleitet, wodurch auch der mindeste Schein einer geflissentlichen Entschuldigung, die dem Charakter des Helden nicht ziemen könnte, vermieden wird. Dem Folgenden aber dient dieser Gedanke so wieder zu einer trefflichen Folie der Hervorhebung. — Zweitens wird der greise Held, trotz dem, dass das Vaterherz unter den obwaltenden Umständen den Kampf verabscheut, dem ehrenkränkenden Vorwurf der Feigheit gegenüber dennoch seine Bereitwilligkeit dazu an den Tag zu legen haben, falls der Sohn bei seiner Ansicht beharrt. Dies thut er denn auch mit dem stolzen, aber dennoch nicht das rechte Mass überschreitenden Bewusstsein seines Muthes und seiner Heldenkraft in den Worten: doh maht dû nû aodlîhho, ibu dir dîn ellen taoc, in sus hêremo man hrustî giwinnan, raubâ bihrahanen ibu dû dâr ênîc reht habês. Die Worte ibu dir dîn ellen taoc sind Ausdruck für das Bewusstsein der Heldenstärke; mit den Worten in sus hêremo man d. i. an so mit Ehren alt gewordenem Mann (s. unten d. A.) wird beider dem Vorwurf Hadubrands Vers 42 pist alsô gialtêt man, sô dû êwîn inwit fôrtôs geantwortet; der Ausdruck ibu dû dâr ênîc reht habês ist mildernd beigefügt und lässt dem Gegner eine Möglichkeit einzulenken, wenn er sein Unrecht einsehen und vom Kampfe abstehen will. Die folgenden Verse 58 und 59 der sî doh nû — lustit rechtfertigen den Vater wegen des Eingehens auf einen so unnatürlichen Kampf.

4) Endlich ist der Vorwurf des hinterlistig beabsichtigten Meuchelmords, den V. 39b — 41 die Worte dû bist dir, altêr Hûn, ummet spâhêr, spenis mih mit dînêm wortun wili mih dînû sperû werpan enthalten zu antworten. Dem wird entgegengesetzt das Anerbieten des Kampfes auf gleiche Waffen V. 60 bis 62; und diese Worte leiten wieder ganz natürlich zu dem nun folgenden Kampfe selber über, indem der Sohn seine Uebereilungen nicht wiederruft, und der Lage nach, in die er durch seine Unbesonnenheit sich selbst gebracht hat, auch kaum mit Ehren wiederrufen kann. So hängt Alles in dieser Rede aufs Beste zusammen und schreitet wie von der Nothwendigkeit geboten von Punkt zu Punkt fort. Jeder Satz, ja jedes Wort hat seine wohlberechnete Beziehung. Im Einzelnen ist Folgendes zu bemerken:

Zu Vers 46. Der Schreiber hat hier wieder, wie Vers 7, den öfters wiederkehrenden und erst im vorhergehenden Vers dagewesenen Halbvers Heribrantes sunu, der ihm im Gedächtniss lag eingeschoben und dadurch das Versmass in Unordnung gebracht. Schon die zu unmittelbare Wiederkehr als schliessender Halbvers zweier aufeinander folgender Verse, spricht

Digitized by Google

hier gegen seine Richtigkeit. Ein zweites Merkmal ist, dass der aus seiner Stelle verdrängte Halbvers wela gisihu ih in dînêm hrustim in dem betontesten Worte hrustim einen reimenden Liedstab zu Hiltibrant darbietet, also wohl auch damit zu reimen bestimmt war. Drittens zeigt der Sinn keine Lücke, so dass man keinen Grund hätte, den Ausfall eines mit wela gisihu ih in dînêm hrustim reimenden Halbverses zu vermuthen. Endlich kommt noch die Bemerkung hinzu, dass der Dichter refrainartig wiederkehrende Verse nur im Beginn und am Schluss der Reden Hadubrands angebracht zu haben scheint, um dadurch und durch öftere Antithesen die Worte des jungen Helden mit einer etwas pathetischeren Färbung zu charakterisiren, während er bei den Reden Hildebrands entweder nur einfach Hiltibrant gimahalta ohne den Zusatz Heribrantes sunu, oder quad Hiltibrant anbrachte. — Was das Metrische der zweiten Vershälfte betrifft, so wird das zweisilbige wela, weil die Stammsilbe kurz ist, als ein Lautganzes genommen und als eine lange Silbe gerechnet; die Silben wela gi gelten also als zweisilbiger Auftakt wie oft (Otfried II, 8, 37. II, 10, 9); die Silben sihu ih verschmelzen durch Krasis in sihuh, und da die Stammsilbe in sihu kurz ist, so gelten beide Silben zusammen so viel als eine lange und bilden auch nur die Hebung. Der Vers ist also zu lesen:

wela gisihu ih in dînêm hrustim.

Zu Vers 49. Die Worte quad Hiltibrant im zweiten Halbvers hier und ebenso V. 58 wirft Lachmann als Zusätze des Schreibers aus, womit derselbe dem mangelnden Zusammenhang der Rede, die er oder derjenige, der sie ihm diktirte, nicht mehr in ihrer ursprünglichen Vollständigkeit im Gedächtniss gehabt, einigermassen habe abhelfen wollen. Aber erstens fehlt es dieser Rede, wie wir gesehen, durchaus nicht an Zusammenhang, sondern der ist vielmehr ein so bündiger, dass nicht wohl etwas darin anders sein dürfte, als wirklich geschrieben steht. Zweitens sind die Worte quad Hiltibrant hier so wenig, wie V. 58 überflüssig, sondern sie sie dienen wesentlich dazu, der Rede das Gepräge des lebhaft erregten Gefühls zu geben, das sich in ihr so kränkenden Vorwürfen gegenüber unbeschadet der Milde und Mässigung, womit diese beantwortet werden, aussprechen muss. So dient auch Nibl. Str. 86 u. 87 und sonst das wiederholte sprach zur Belebung der Rede. Nun sehe man auf unsere Verse, worin der Dichter dieses quad Hiltibrant (rief Hildebrand) anbringt. Es sind gerade die, worin das Gefühl einen lebhaftern Aufschwung nimmt, und diesen zu bezeichnen dienen eben die Worte quad Hiltibrant. Man tilge sie mit Lachmann, und man wird fühlen, dass die Rede viel matter hinschleicht und ein gut Theil ihres poetischen Duftes abstreift. Auch in metrischer Hinsicht ist die handschriftliche Lesart von Vers 49 besser, als das was man an ihre Stelle setzt, sei es, dass man mit Lachmann das Wort got von seinem Beiwort waltant lostrennt und in den zweiten Halbvers herüber zieht, oder mit W. Wackernagel, A. J. Vollmer (in Beilhacks Denkmälern), Fr. Pfeifer (in Scholl's d. Literaturg.) u. A. bloss die Worte wêwurt skihit einen Halbvers bilden lässt, und so das kurzstämmige Wort skihit gegen die hochdeutsche Regel auf der Stammsilbe dehnt, während doch unser Dichter mit solchen Wörtern überall nur eine Hebung füllt (s. oben Anm. zu V. 29), mit der einzigen Ausnahme von sunu, einem Worte, dessen Stammsilbe aber wohl von alters her als schwankend zu betrachten ist, da auch die mhd. Dichter allgemein sich die Dehnung in suon erlauben.*)

*) Dem mit Lachmann (Ueber das Hildebrandsl. S. 138) diesen Vers zu lesen: *Hiltibrantes sunu* liesse sich nur nach niederdeutscher Versregel rechtfertigen. Der ungebundene niederdeutsche

Digitized by Google

Ebenso verletzt in Vers 38, wenn man mit der Handschrift quad Hiltibrant ôstarliutô liest, die zweisilbige Senkung in dem Eigennamen, nach dem, was zu V. 26 bemerkt worden ist, bei weitem nicht so sehr die alt- und mittelhochdeutsche Versregel, als es nach Wegwerfung der Worte quad Hiltibrant, die arsische Stellung der Bildungssilbe ar in dem ersten zweisilbigen Bestandtheil der Zusammensetzung ôstarliutô thut. Denn in zusammengesetzten Wörtern, de-

---

Vers erlaubt allerdings die dritte Hebung der Versh älfte mit einer kurzen Beugungssilbe unmittelbar vor einem stark betonten Begriffsworte in vierter Hebung zu füllen z. B Helj. 1, 8 *hêlagna gêst*; 3, 11 *waldandes geld*; 6, 7 *godkundes hêat*; 12, 1 *luttilna man*; 16, 16 *an langan weg*. Ebenso erlaubt aber auch sowohl der alt- wie der mittelniederdeutsche Vers ganz gewöhnlich die Dehnung kurzer Stammsilben besonders in zweisilbigen Wortformen zu vollen Längen, die für sich allein eine Hebung bilden z. B. Helj. 1, 12 *thuru craft godas*; 3, 16 *kind jung giboran*; 3, 20 *ward ald gumo*; 7, 18 *hard harmscaru*; 11, 12 *an êrdagun*; 12, 23 *lofword manac*; 17, 20 *én wis cuning*. Daher ist es in Fällen wie Helj. 2, 1 *wundarlicas filo*; 2, 10 *sâligdico cuman*; 13, 5 *durh hlûttran hugi* zweifelhaft oder willkürlich, ob man *wundarlicas filo*; — *sâliglico cuman*; — *durh hlûttran hugi* oder *wundarlicas filo*; — *sâliglico cuman*; — *durh hlûttran hugi* lesen soll. Auf gleiche Weise würde es sich nach niederdeutscher Versregel mit dem Halbvers *Hiltibrantes sunu* verhalten, man dürfte ihn *Hiltibrantes sunu* und nach der im Ganzen vorwiegenden Gewohnheit zu dehnen: *Hiltibrantes sunu* lesen, was Lachmann mit Unrecht für fehlerhaft erklärt.

Indess ist in unserm Lied nur nach den Grundsätzen der hochdeutschen Versbildung zu urtheilen, da diese durchweg herrschend erscheint. Der hochdeutsche Vers erlaubt aber niemals auf dritter Hebung der Kurzzeile eine kurze Beugungs- oder Ableitungssilbe unmittelbar vor der hochtonigen Stammsilbe eines Begriffswortes oder eines stärker betonten Formwortes; selbst entschieden lange Bildungs- oder Beugungssilben stehen hier selten, wie Otfr I, 15, 36 *ubar sunnûn lioht*. Ebend. I, 2, 1 *wola druhtin mîn*. Hildebr. L. Vers 38 *mit gêrâ scal*. Nur vor einem inklinationsartig sich an das vorhergehende Wort anlehnenden einsilbigen Formwort erlauben sich einige althochdeutsche Dicher hier eine kurze Beugungssilbe, doch nur wenn sie wenigstens einen der vollklingenden Vokale *a, o, u*, enthält. So Musp. 104 *ana arhangan ward*. Hildebr. L. 15 u. 43 *dat sagêtun mi*. Doch gehört das letzte Beispiel nicht einmal sicher hierher, da Notker die 1. und 3. Pers. Plur. Präter. der schwachen Konjugation ebenso, wie die 2. Person des Sing., circumflektirt, ihr also langen Vokal gibt z. B. Boeth. S. 176 (168, Graff) *mahtôn, silohtôn, flehôtôn;*

Digitized by Google

ren erster Theil zweisilbig ist und aus einer Stamm- und einer Bildungssilbe besteht, neben der Stammsilbe auch die Bildungssilbe in die Hebung zu stellen, erlaubt wohl der freie niederdeutsche Vers, z. B. Helj. 136, 17 sûdarliutî; 2, 21 hildiscalcôs; 2, 22 elleanruovâ; 17, 18 erbiwardôs und so häufig, selbst mit Verlängung kurzer Stammsilben, wie Helj. 23, 8 heritogo; aber dem alt- und mittelhochdeutschen Vers ist eine solche Stellung durchaus fremd. Die hier geltende Regel fordert thetische Stellung der Bildungssilben, so dass jene Wörter nur entweder mit zwei Hebungen in dieser Gestalt: sûdarliutî, oder mit drei Hebungen in dieser: sûdarliutî

---

wonach auch in unserm Liede geschrieben und gelesen werden dürfte *sagêtûn*. Nur auf der zweiten Hebung duldet der althochdeutsche Vers eine kurze Beugungssilbe unmittelbar vor einer folgenden betonten Stammsilbe, wie Musp. 70 *kitarnit stentit*. Ebend. 75 *kihlûtit wirdit*. Ebend. 94 *houpit sprechan*. Hildebr. L. 63 *askim scrîtan*. Doch lassen strengere Dichter wie namentlich Otfried eine kurze Beugungs- oder Bildungssilbe auch hier nur dann zu, wenn sie wenigstens einen der vollklingenden Vokale *a, o, u,* enthält, wie Otfr. I, 2, 3 *fingar thînan*. Nach hochdeutscher Versregel darf mithin der in Rede stehende Halbvers in keinem Falle gelesen werden *Hiltibrantes sunu*. Dagegen finden sich von der zweiten Gewohnheit des niederdeutschen Verses kurze Stammsilben zu verlängern, auch bei hochdeutschen Dichtern Beispiele, wenn sie auch nur als vereinzelte Dichterfreiheiten erscheinen, die man sich hüten muss, wo sie nicht handschriftlich gesichert stehen, durch eine vermeintliche Besserung einem Dichter aufzubürden. Dahin würden gehören zwei Verse in Muspilli, nach der handschriftlichen Lesart, nämlich *Musp.* V. 32 *himiliskin gote* und V. 94 *houpit sagên*, wenn es nicht wahrscheinlicher wäre, dass der Schreiber in diesen Versen beim Niederschreiben die Worte verstellt habe. Sicherer gehört dahin wohl bei Otfried

I, 7, 4. *mit lidin lichamin*

V, 4, 21. *michil erdbiba*

Athis u. Prophil. Diutisk. I, 15. *den tôtin lichamin*

in einin scilt sie nâmin.

Ebend. I, 22. *zuo nemine durch sin iâmir*

son konde wir nicht aersamir

Besonders findet sich diese Gewohnheit bei Dichtern aus den mitteldeutschen Gegenden, wo auch unser Dichter heimisch war: so in dem Merseburger Denkmal *Balderes volon* aus ahd. Zeit

Vers 9. *lid zi geliden*

Digitized by Google

dem Verse eingefügt werden dürfen. Ich wüsste kein einziges Beispiel anzuführen, wo in guter ahd. oder mhd. Zeit diese Regel von einem Dichter verletzt wäre. Nur aus der Zeit, in welcher durch den Einfluss des sächsischen Kaiserhofes niederdeutsche Einwirkung auf das Hochdeutsche auch rücksichtlich der Versbildung Statt fand, d. h. vom Ausgang des 10. bis nach der Mitte des 12. Jahrh. lassen sich vielleicht einige Fälle der Art aus hochdeutschen Gedichten beibringen; doch werden es ihrer auch hier nicht viele sein. Bekannt ist mir nur einer in dem Reim vom Eber, welchen Notker in der Rhetorik mittheilt, W. Wackernagel altd. Lesebuch S. 112

imo sint fûoze fûodermâze. Dass aber in solchen vereinzelten Vorkommnissen des bezeichneten Zeitraums keine Berechtigung liegen kann, in irgend ein Gedicht aus der Zeit der reinen althochdeutschen und reinen mittelhochdeutschen Versbildung einen derartigen Vers gegen die Handschriften hineinzukorrigiren, leuchtet von selbst ein.

Zu Vers 50. Die zweite Vershälfte ist zu lesen enti wintrô sehstic ur lante, und man darf wegen der zweisilbigen Senkung sehstic ur sich nicht zu Aenderungen verleiten lassen. Die Worte ur lante sind für den Sinn durchaus nothwendig; die handschriftliche Lesart trägt das Gepräge unzweifelhafter Aechtheit.

Zu Vers 52. Die erste Vershälfte lautet in der Handschrift sô man mir at burc ênîgêru. Lachmann und so alle andern Herausgeber nach ihm lassen diesen Halbvers ohne Anstoss stehen; allein hier wäre gerade in metrischer Hinsicht Grund zur Aenderung vorhanden gewesen: denn der Halbvers überschreitet offenbar das Mass und würde entweder mindestens fünf Hebungen haben sô man mir at burc ênîgêru, oder mit einer überschlagenden Senkung schliessen sô man mir at burc ênîgêru, da weder durch eine Synkope ênîgru geholfen werden kann, weil dann die drei langen Silben des nicht zusammengesetzten Wortes am Versschluss nothwendig wieder drei Hebungen bilden müssten: noch dadurch, dass man etwa die vorletzte Silbe

---

und in dem Leben der heiligen Elisabeth aus mittelhochdeutscher Zeit, wo diese Verlängerungen so häufig vorkommen, dass sie mehr als blosse Dichterfreiheit sind z. B.

Diutisk. 1, 426. *sâ nû di lobesamen*
zu rûwe nachtes quâmen

Ebend. 445. *Di cranken goges glider*
zu rûwe mochte nider
mildigliche legen
mit droste wol gedegen.

Wenn wir also den fraglichen Halbvers unsers Liedes, wofür alle Umstände sprechen, nach hochdeutscher Versregel messen, so kann er nur mit einer solchen Verlängerung gelesen werden

Hiltibrantes sunu.

Digitized by Google

des Wortes als Kürze betrachten und mit der Endsilbe zusammen als ein Lautganzes die Hebung bilden lassen wollte: denn das wäre bei Flexionssilben etwas Unerhörtes; selbst in Ableitungssilben ist das nicht gestattet, und wenn die Silbe ig mitunter bei mittelhochdeutschen Dichtern so gebraucht wird, so rührt dies wohl sicher daher, dass das Sprachgefühl bei dieser Silbe ungewiss war, ob es dieselbe als Ableitungs- oder als tieftonige Wurzelsilbe eines zusammengesetzten Wortes nehmen sollte. Lachmann bezeichnet den Vers so man mir at búre énigèru. Ich kann daraus seine Meinung nicht sicher entnehmen; welche sie aber auch sei, so viel sehe ich, dass ich nicht würde beitreten können. Der Vers erfordert nach meiner Ansicht nothwendig eine Berichtigung, und dieselbe ergibt sich leicht: denn es bedarf nur der Annahme, dass dem Schreiber hier dasselbe begegnete, was V. 61 und noch in grösserem Masstab V. 32 u. 33, nämlich dass er beim Niederschreiben die Worte burc und ênîgêru verstellte, ein Fall, der so häufig vorkommt, selbst in den sorgfältigsten Handschriften (z. B. Otfr. I, 5, 61 nust siu giburdinôt kindes sô diures, wo der Reim zeigt, dass die Wörter giburdinôt und kindes ihre Stelle gegenseitig vertauscht haben, und zu lesen ist: nust siu kindes giburdinôt sô diures) dann erhalten wir den Vers sô man mir at ênîgêru burc, worin nicht nur das Mass untadlich ist, sondern auch das Reimwort burc eine bessere Stelle hat. Das Adv. sô als demonstrativ mit folgendem ni hat bei koncessivem Verhältniss der Sätze gleich dem griech. οὐδ' ὡς, οὐδ' οὕτως die Bedeutung »gleichwohl nicht, dennoch nicht;« so wie es als Relativum obgleich heisst z. B. Otfried III, 20, 24. thaz kleibt er imo, sô er es ni bat, in therô ougônô stat. Der Ausdruck banûn wemu gifestan wörtlich: »einem den Tod oder den Todesstreich befestigen« vergleicht sich fast unserem: »einem etwas anheften« und heisst nichts anders, als: den Todesstoss versetzen, beibringen.

Zu Vers 56. in sus heremo man. Hier wie Vers 7 heisst das Adj. hêr nicht hochgestellt, vornehm, sondern was in alter Zeit wohl eine geläufige Bedeutung gewesen sein mag, alt, betagt, mit dem Nebenbegriff des Ehrwürdigen, also altehrwürdig oder mit Ehren alt geworden, sodass es einmal hier entgegengesetzt ist den Worten Hadubrands pist alsô gialtêt man, sô dû êwîn inwit fôrtôs, welche den Begriff »alter Betrüger« umschreiben; zweitens dasselbe ausdrückt, was in mittelhochd. Gedichten der alte Hildebrant. Später beginnt der Begriff alt in dem Wort zu erlöschen, und es bleibt ausschliesslich der Begriff des »Ehrwürdigen, Hochstehenden«. Doch wird die Bedeutung alt noch lange gespürt. Daher kommt es, dass herôti allgemein das lat. senatus (worin auch der Begriff des Alters liegt) wiedergibt; daher übersetzt Notker Marc. Cap. p. 39 (Graff) praecipueque senatores deorum, qui penates ferebantur tonantis ipsius durch: ze èrist tie hêrosten, die Jovis ingesîde hîezen, wo senatores offenbar im Sinne von seniores steht. Ebend. S. 69 ist Ardua tunc senior succendit plaustra Bootes wiedergegeben durch Unde Bootes hêrosto dero nórdzéicheno zunta die wágena, wo hêrosto doch wohl das lat. senior übersetzt. — Ebenso führt Graff Sprachs. IV, 988 heriro als Uebersetzung von senior aus Kero an.

Zu Vers 57. bihrahanen; so die Hds. Grimm Gramm. II, S. 168 sagt darüber: »rahanjan (spoliare)? einziger beleg Hild., wo bihrahanen, doch alliteration (reht, rauba) und das altn. raena verurtheilen die anlautende spirans«. Ders. deutsche Myth. I S. 288, 2. Ausg. (S. 197, 1. Ausg.) »Gattin des meergottes Oegir war Rân, beide erzeugten neun töchter, die in der edda namentlich aufgeführt und Rânar oder Oegis doetr genannt werden. ertrinkende menschen fallen der Rân anheim, und schon daraus folgt ihre göttlichkeit. fara til Rânar heisst zur see ertrinken. — Die ertrunkenen zog sie in einem netz an sich, raubte

Digitized by Google

sie, und daher erklärt sich ihr name: rân (neutr.) ist rapina, raena rapere spoliare. Auf die nachweisung dieses sonst seltenen wortes rahanen (spoliare) Hildebr. lied 57 stütze ich, dass es auch in andern gegenden Deutschlands ein Subst. rahan (rapina, spolium) und eine göttin Rahana (vergl. Tanfana, Hluodana) gegeben haben könne, wie einen Uogi = Oegir. Ebend. II S. 1215 Nachtr. zu S. 288. Die ahd. Rahana steht auf sehr schwachen füssen.« Ich bemerke erstens in Bezug auf die Alliteration unsers Verses, dass auch gekreuzte Liedstäbe Statt finden können, so dass rauhâ in der ersten Vershälfte mit reht in der zweiten, bi-hrahanen in der ersten dagegen mit habês in der zweiten reimt. Der Stabreim des Verses entscheidet also nicht gewiss für die Tilgung des Anlautes h. Zweitens ist die Gleichheit des altn. raena mit unserm bi-hrahanen sehr wohl möglich, doch auch nicht sicher. Schmeller bayr. Wrtb. III, 73 denkt an Ableitung von raha (auch hraha) die Rahe, Stange, so dass das Wort bedeutete an eine Stange (ferculo) aufhängen, wie Romulus seine spolia opima. Doch scheint das die Form des Wortes zu verbieten, die ein Subst. rahan voraussetzt, und ich weiss nicht, ob nicht auch die Sitte entgegen ist. Bei dieser noch obwaltenden Unsicherheit hinsichtlich des Wortes glaube ich die handschriftliche Schreibung beibehalten zu müssen.

Zu Vers 61. Die Handschrift gibt den Vers mit verschobener Folge der Wörter: werdar sih dero hiutu hregilo hrumen muotti. Es ist unverkennbar, dass entweder herzustellen ist werdar sih hiutû derô hregilô hrûmen muotti, wie Lachmann thut, und wie Striche über den Wörtern der Handschrift andeuten sollen, die aber in W. Grimms Facsimile weggeblieben sind, weil sie sich als spätern Ursprungs zu erkennen gegeben haben; oder werdar sih derô hregilô hiutû hrûmen muotti, wie Wackernagel im altd. Leseb. u. A. Ausserdem schreibt die Hds. hrûmen, was entweder gleich rûmen räumen ist, welches Wort auch sonst öfter mit h geschrieben vorkommt, oder statt hrûomen rühmen verschrieben ist. Es fragt sich also zunächst, kann, wenn wir die handschriftliche Lesart hrûmen = rûmen beibehalten, mit Sinn gesagt und konstruirt werden sih derô hregilô hrûmen. Wörtlich hiess das: »sich des Waffenschmuckes räumen« und das müsste so viel sein als: sich des Waffenschmuckes begeben d. h. als Besiegter das Wehrgeschmeide dem Sieger überlassen. Wir sehen, dass der Sinn der Redensart dem Zusammenhang wohl angemessen sein kann; es wird also auf die Verträglichkeit der Konstruktion mit dem Sprachgebrauch ankommen. Gewöhnlich findet sich das Wort nur entweder mit einem Accusativ des Ortes, den man räumt, d. i. verlässt, oder mit einem Dativ der Person, welcher man Platz macht, verbunden. Doch findet sich dasselbe in der Zusammensetzung mit ar auch in der Bedeutung rein oder frei machen von etwas mit einem Accusativ des rein oder frei gemachten Gegenstandes und mit einem Genitiv dessen, wovon etwas gereinigt oder entblösst wird. So bei Notker Boeth. S. 108 (99 Graff) Tér gûoten ácher sáhen wíle, den errûmet in êr des únchrûtes. und Ebend. S. 227 (235) wánda óuh Hercules den stád errûmda des wáldes. Dieses ist ganz die Konstruktion und Bedeutung des Wortes, wie wir ihr in unserer Stelle begegnen, nur mit dem Unterschied, dass das Objekt im Accusativ in unserem Lied durch ein reflexives Pronomen ausgedrückt ist. Allein dem kann doch wohl nichts entgegenstehen, dass wenn das Subjekt die Handlung des Befreiens oder Entblössens von Etwas an sich selbst vollzieht, statt des sonst unreflexiven Objektes ein reflexives im Accus. zutrete. Ausserdem beweist auch wenigstens im Allgemeinen, dass rûmen ein reflexives sih verträgt Otfr. V, 6, 33.

joh iagilîh sih kûmit, sâr sih thaz herzâ rûmit,
fon ungiloubôn festî irweichent thô irô brustî.

Hier ist in den Worten sâr sih thaz herzâ rûmit »sobald das Herz sich reinigt« mit rumman das reflexive sih verbunden; zwar fehlt der Genitiv dessen, wovon es sich reinigt;

Digitized by Google

aber man fühlt leicht, dass er im Grunde hinzugedacht wird. Hält man diese Stelle Otfrieds mit den beiden angeführten aus Notkers Boethius zusammen, so kann wohl nicht gezweifelt werden, dass man in der Bedeutung sich der Waffen begeben oder entäussern sagen konnte sih derô hregilô hrûmen. Ferner gibt dieser Begriff im Zusammenhang mit dem folgenden Vers einen besseren Sinn, als die Aenderung sih derô hregilô hruomen: denn diese sagt im Wesentlichen dasselbe, was die Worte erdo deserô brunnônô bêdêrô waltan, nämlich wer heute den Siegespreis davon tragen soll. Die präcise Sprache unsers Dichters aber sagt nicht leicht dasselbe zweimal, wo einmal genügt. Dagegen setzt die handschriftliche Lesart gerade sehr passend und nachdrucksvoll den zweiseitigen Ausfall des Kampfes, wer von uns heute Besiegter, wer Sieger sein soll; und für diesen Wechselfall passt auch besser die Verbindung durch das disjunktive erdo, während für jenen Sinn die Verbindung durch enti angemessener wäre.

Zu Vers 63 — 68. Diese Verse enthalten die gedrungene Schilderung des Kampfes. So wie der Dichter die mit der Lage der Helden gegebenen Anlässe, und die in ihren Charakteren liegenden Beweggründe, welche den Kampf herbeiführen mussten, im Vorhergehenden sehr geschickt entwickelt und dem Hörer oder Leser zum Bewusstsein gebracht, eben so geschickt hat er ihn auch darin schon auf alle die Streitarten vorbereitet, in denen der Zweikampf ausgefochten wird. Diese sind:

1) Speerwurf aus der Ferne (V. 63 u. 64), worauf schon Vers 41 hingewiesen wurde, wenn es hiess, wili mih dînû sperû werpan. Zu bemerken dabei ist, dass unserm Dichter der Speer zum Wurfe, der Ger zum Stechen dient, gerade das Umgekehrte von dem Gebrauch beider Waffen in der spätern Zeit.
2) Gerstechen (hurt) mit Anrennen der Rosse gegen einander (puneiz) V. 65. Diese Kampfart ist V. 38 u. 39 schon angedeutet in den Worten: mit gêrû scal man gebâ infâhan ort widar orte.
3) Schwerthampf (V. 66 — 68), worauf V. 53 hingewiesen wurde mit den Worten swertû hauwan.
4) Als letzte Kampfart würde, wenn unser Bruchstück weiter ginge, diesen Andeutungen des Dichters nach der Kampf mit der Streitaxt gefolgt sein, welcher zuletzt V. 54 in den Worten: bretôn mit sînû billiû als zu erwarten dem Hörer bezeichnet wird. Hierauf wird der Sieg sich für Hildebrand entschieden haben, wie schon aus der Anlage unsers Liedes nicht zweifelhaft erscheinen kann und nach der spätern Sage gewiss ist.

Im Einzelnen ist zu bemerken

Zu Vers 63. Das Verbum scrîtan hat man lange für gleich dem ahd. scrîtân schreiten gehalten und die Stelle übersetzt: »da liessen sie die Rosse mit Eschenlanzen schreiten» ohne an der Sonderbarkeit des Ausdrucks: sie liessen die Rosse schreiten mit Eschenlanzen Anstoss zu nehmen, und ohne zu bemerken, dass hier noch gar nicht vom Ansprengen mit dem Speer zum Stich, welche Kampfart erst folgt und durch die Worte dô stôptun tô samane, staimbort chludun bezeichnet wird, die Rede war, sondern vorerst nur vom Lanzenwurf aus der Ferne. Die richtige Auffassung des Wortes und der Stelle verdanken wir, so viel ich weiss, zuerst J. A. Schmeller (Wrtrb. zum Heljand); nächst ihm J. Grimm Gr. IV, S. 709 (S. 640 f. noch die alte Auffassung), wo es heisst: »Hild. 63 dô laettun se êrist askim scrîtan, scarpên scûrim darf scrîtan nicht wie bisher geschehen, durch schreiten (progredi, currere) erklärt werden. Es ist das goth. skreitan (scindere), ein starkes, bei mir einzutragen vergessenes verbum, wovon disskreitan Marc. 14, 63, und disskritnan (scindi) Matth. 27, 51. Die ahd. form würde scrîzan, screiz, lauten und lebt noch in dem heutigen schreissen oberdeut-

Digitized by Google

scher dialekte (St. 2, 351; Schm. 3, 522), der bedeutung und wurzel nach verwandt mit slîzan schleissen (schritz = schlitz). Der verschwiegene Acc. ist nicht etwa pferde, (S. 640), sondern etwa arme, hände, und askim, scurim passt besser zu zerreissen, als zu schreiten.

Zu Vers 64. scarpên scûrim. Erst nachdem die richtige Deutung des Verbums scrîtan als zerfetzen, zerreissen, zerschmetternd drein fahren durch J. A. Schmeller und J. Grimm gegeben ist, lässt sich auch das Wort scûr gehörig erklären. Es stammt aus der Wurzel goth. skiuran, skâur, ahd. sciuran, scôr heftig bewegen, fortstossen, fortschleudern. Davon goth. skura vindis der Stoss, Heftigkeit des Windes (impetus venti) λαῖλαψ Ulf. Marc. 4, 37. Luc. 8, 23. und vinthi-skauro die Worfschaufel πτύον. Luk. 3, 17. Althochdeutsch gehört zu dieser Wurzel besonders das Adv. scioro heftig, rasch, schnell und das Subst. masc. gen. scûr, welches bedeutet 1) impetus heftige Bewegung, heftiges Daherfahren, das Schleudern, der Stoss, Schwung, 2) heftig anprallender Regen, Hagel oder Wind, Schlag- oder Platzregen, imber, procella, grando. 3) heftige Erschütterung des Gefühls, Schauer. In unserer Stelle hat das Wort seine ursprünglichste Bedeutung, es heisst das heftige Daherfahren, der Schwung, das Anprallen der geschleuderten Lanze, doch wohl schon mit dem Nebengedanken des Sturm-, Wetter- oder Hagelähnlichen. Um das auszudrücken, ist in der Uebersetzung gewählt worden »im scharfem Sturmesanbraus,« statt in scharfem Schwunge. (Vergl. Grimm Gramm. II, S. 48. Wurzel 522). Auch Helj. 156, 21 möchte that man ina witnôda wâpnes eggiun, scarpun scûrun nichts anders heissen als: »dass man ihn hinrichtete mit Schwertes Schärfe, mit scharfen Streichen.«

Zu Vers 65. stôptun. Von dem Prät. des alts. starken Verbums stapan, stôp einhergehen, schreiten, bildet sich ein schwaches Verbum stôpjan od. stôpan, Prät. stôpta mit kausativer Bedeutung, einhergehen machen, schreiten lassen; es scheint gleichbedeutend mit dem ahd. stephan mhd. stephen od. stepfen, was 1) intrans. schreiten, 2) trans. im Schritt gehen lassen, nämlich das Pferd, daher im Schritt oder Trabe reiten heisst, Es scheint, dass man beim Lanzenstechen (hurt) erst langsam anritt, dann bei gewisser Entfernung das Ross in vollen Lauf setzte. Ich führe eine Stelle an aus Ulrich von Lichtensteins Frauendienst (aber in Fr. H. v. der Hagen's Uebersetzung, da mir das Original nicht zugänglich) Cap. VI: »Da stapften zuerst Wülfing von Stubenberg und Hadamar von Künringen mit ihrer Schaar gegen einander, und der erste ermahnte die Seinen einen Puneiss zu thun, wie ihn Gott selber gern sehen möchte. Als sie auf Rosslaufs Weite einander genahet, begann das Punieren (Anrennen im Puneiss, im gestreckten Lauf) und als sie sich trafen, zerbrachen Speer und Schilde, Helme wurden abgerissen, Schwerter erklangen und mancher hatte Beulen und Wunden.« Doch kann das Wort stôpan in unserer Stelle auch wohl den Begriff reiten im Allgemeinen ausdrücken, ohne gerade eine besondere Art desselben zu bezeichnen.

Am meisten Schwierigkeit bieten die beiden Wörter dar, welche die zweite Hälfte dieses Verses bilden. Das erste stainbort stellt sich als eine Zusammensetzung dar aus stain = stein, dessen n vor dem Lippenlaut b in m übergegangen (wie die Hds. in V. 23 gistuontum vor dem nachfolgenden Lippenlaut f (fater) setzt st. gistuontun) und aus bort, auf dessen Bedeutung es hauptsächlich ankommt. Schon ahd. kommt ein starkes Mask. bort, Gen. bortes, und ein schwaches Mask. borto, Gen. bortin, doch ohne bemerkbaren Unterschied der Bedeutung, vor; beide übersetzen das lat. limbus und damit sinnverwandte Wörter und bedeuten einen Rand, eine Einfassung, die aus anderem Stoff, als der eingefasste Gegenstand selbst besteht, also einen Besatz, einen Beleg, eine Verbrämung u. dergl. Der Stoff, woraus eine solche Einfassung oder Besatz besteht, kann vor das Wort treten und eine Zusammensetzung bilden.

Digitized by Google

So erscheint besonders das schwache goltborto und das starke goltbort ohne Unterschied der Bedeutung für Goldborte, Goldbesatz, Goldeinfassung. Gleiche Bildung hat unser staimbort, welches hiernach eine Einfassung, einen Besatz aus Steinen (Edelsteinen) bedeuten muss. Im Mittelhochdeutschen scheint der Sprachgebrauch zwischen der starken Form bort und der schwachen borte einen Unterschied eingeführt zu haben. Am bei weitem häufigsten ist das schwache borte, welches von der Einfassung oder dem Besatz an Kleidern und andern Gegenständen gebraucht und insbesondere ein aus edlem Stoff, vorzugsweise aus Seide bestehendes, mit Gold durchwirktes und mit Edelsteinen besetztes Band bezeichnet, z. B.

Nibl. 793, 1. Von Ninivê der sîden si den borten truoc,
mit edelem gesteine.

Nibl. 31, 4. vil der edelen steine die frouwen leiten in daz golt,
die sie mit porten wolden wurken ûf ir wât
den jungen stolzen recken.

Die starke Form bort kommt in diesem Sinne nicht vor, sondern wird ausschliesslich von der Bretterbekleidung der Schiffswände gesagt. Zu belegen weiss ich sie jedoch erst an der Scheide des mittel- und neuhochdeutschen Zeitraums aus Seb. Brant's Narrenschiff, W. Wackernagel's altd. Leseb. S. 1067 f: und netzen das bapyren schyf, — ein yeder etwas risst dar ab, — das es dest mynder bort mê hab.

In der Stelle unsers Bruchstücks bei dem Anrennen mit dem Speer zum Stosse, wird nun am natürlichsten zunächst an den Schild gedacht, der zur Ablenkung des Stosses vorgehalten wurde; staimbort müsste dann einen mit Edelsteinen ausgelegten Besatz am Schilde bezeichnen. Was könnte dies nun sein? Einige Stellen des Nibelungenliedes geben den besten Aufschluss. Sie erwähnen eines zweifachen Edelsteinbesatzes am Schilde: 1) nämlich als Schildvezzels, d. h. als Bandes, woran der Schild getragen und gehalten wurde, wie

Nibl. 415, 1. der meide schildevezzel ein edel borte was,
dar ûf lâgen steine gruene alsam ein gras,
der lûhte maneger leije mit schîne widerz golt.

2) als der auf den Schilden vornehmer Helden mit Edelsteinen eingelegten Schildspangen, womit der Schild auf seiner äussern Fläche zusammen gehalten wurde, z. B.

Nibl. 57, 2. man sah
vil der edelen steine gevellet ûf daz gras
abe lichten schildes spangen: von hurte daz geschehen was.

Ebend. Str. 2149. Wie rehte gremlîche vil swerte drinne erklanc!
vil der schildspange ûz den slegen spranc:
des reis ir schiltsteine nider in daz bluot.

Ebend. Str. 926. Swie wunt er was zem tode sô krefteclîche er sluoc,
daz ûzer dem schilde dracte genuok
des edelen gesteines: der schilt vil gar zebrast.

Da in der Stelle unsers Liedes von einem Gegeneinanderansprengen beider Gegner zum Stoss mit der Lanze die Rede ist, und der Lanzenstoss mit dem Schilde aufgefangen wird, so leuchtet ein, dass hierbei weniger an den zum Tragen und Halten des Schildes dienenden Schildfessel, welcher dem Stosse zunächst nicht ausgesetzt ist, gedacht werden kann, als an die mit Edelsteinen besetzten Schildspangen auf der Oberfläche des Schildes, welche die drei letzten Stellen des Nibelungenliedes erwähnen. Diese werden wir also unter staimbort in unserm Liede zu verstehen haben, und die Annahme liegt nahe, dass die bezeichnete Sache auch zur vorgehenden Handlung dieselbe Beziehung werde gehabt haben. Nun wird in dieser und den zwei folgenden Stellen der Nibelungen des steinbesetzten Schildgespänges jedesmal zu dem Zweck erwähnt, um

Digitized by Google

die Stärke des Stosses oder Schlages, den der Schild empfängt, dadurch zu bezeichnen, dass die eingelegten Edelsteine durch ihn aus ihrer Fassung herausgesprengt werden und wirbelnd umherfliegen. Ein Gleiches wird daher auch in dem Verse unsers Gedichtes erwartet werden können. Will man übrigens annehmen, das Wort staimbort stehe, wie das Wort rand so häufig, hier vermöge einer Synekdoche statt des ganzen mit Edelsteinen besetzten Schildes, wie dies im Helj. 171, 4 »bidun undar irô bordon« »sie hielten Wache unter ihren Schilden« der Fall scheint, so ist das für die Auffassung der Stelle im Ganzen von keinem Belang.

Kommen wir nun zu dem Worte chludun. Bei dieser Form sind wir ganz im Ungewissen, ist sie ein Nominativ Plural. eines schwachen Substantivs masc. gen., ist sie Adjektivum zu staimbort, oder ist sie 3. Person Pl. Präter. eines Verbums. Aufschluss darüber, wenn er möglich ist, kann nur bei dem gesammten Satzbau der Periode gesucht werden. Sehen wir auf diesen, so ergibt sich eine doppelte Möglichkeit; entweder sind in den Versen 65 und 66 zwei Sätze enthalten, wovon jeder einen Vers füllt, oder es sind deren drei, wovon die beiden ersten in Vers 65 enthalten sind, der dritte durch heuwun harmlicco huittê sciltî gebildet wird. Nehmen wir an, der erste Fall finde Statt, so würden sich in dem ersten Satz, da die erste Vershälfte dô stôptun tô samane intransitiven Sinn hat, die Worte staimbort chludun nur als Subjekt des Verbums stôptun in die Konstruktion fügen; chludun müsste dann der Nominativ Plur. eines schwachen Substantivs masc. gen. sein, welches als Personenname eine allgemeine Benennung der beiden Kämpfer einschliessen müsste, und staimbort könnte damit sich nicht anders denn als erster Bestandtheil eines zusammengesetzten Wortes verbinden, welches staimbortchludun gäbe, und etwas wie Steinschildspalter, Steinschildträger und dergl. bedeutete. Aber dem steht entgegen, 1) dass es die alt- und mittelhochdeutsche Versregel verletzen würde: denn diese stellt in Zusammensetzungen, deren erster Bestandtheil zweisilbig ist, die minder betonte zweite Silbe, auch wenn sie tieftoniger Wurzelbestandtheil ist, vor der unmittelbar folgenden Stammsilbe des zweiten Wortes der Zusammensetzung nicht in die Hebung. Staimbortchludun kann also nur nach diesem Masse staimbortchludun im althochdeutschen Verse stehen, nicht wie hier nöthig wäre, mit vier Hebungen staimbortchludun. 2) Lässt sich das Wort, das dem Zusammenhang nach ein umschreibendes Epitheton der beiden Helden etwa mit einer Bedeutung wie Steinschildspalter, Steinschildträger und dergl. sein müsste, aus der alten Sprache, so weit sie uns bekannt ist, nicht erklären. Von einer althochdeutschen, jedoch nicht sicher zu belegenden und nur in der Ableitung cloz oder chloz (Kloss, massa) erhaltenen Verbalwurzel cliuzan Prät. clôz mit der Bedeutung spalten, ging es wohl am ersten, aber auch nicht ohne Aenderung der Wortform. Denn in der Mundart unsers Liedes müsste das den Thäter der Handlung bezeichnende schwache Substantiv im Nom. Sing. nicht chludo, sondern chluteo (wie reccheo) und im Nom. Plur. nicht chludun, sondern chluteon od. chluteun heissen. 3) Möchten auch solche periphrastische Bezeichnungen wie Lanzenschwinger, Schildspalter, Rossetummler und dergl., wie wir sie wohl aus griechischen Dichtern gewohnt sind, dem Tone unserer alten Heldendichtung nicht eben angemessen sein; sie setzt dafür die eigentlichen Namen Held, Kämpfer oder Mann.

Durch diese Annahme werden wir also wenig gefördert. Wenden wir uns daher zur zweiten, wonach in den Versen 65 und 66 drei grammatische Sätze enthalten sind; dann bilden die Worte dô stôptun tô samane den ersten, die Worte staimbort chludun den zweiten, der Vers 66 den dritten Satz, und darin stehen stôptun, chludun, heuwun auf gleicher Linie als Verba Präterita und Prädikate der 3 Sätze. Es fragt sich also was für ein Verbum kann

Digitized by Google

in chludun liegen. Hier können wir nun passend an dem Punkt wieder anknüpfen, wo wir oben bei Erläuterung des Wortes staimbort abbrachen. Wir hatten gefunden, 1) dass in den Worten dô stôptun tô samane das Gegeneinanderansprengen beider Kämpfer zum Stoss mit der Lanze ausgedrückt werde; dass in den folgenden Worten staimbort der Bedeutung nach wohl gleich stehe mit dem in den drei angezogenen Stellen des Nibelungenliedes erwähnten steinbesetzten Schildgespänge, und bei ganz gleichen Umständen hier wohl auch zu demselben Zweck erwähnt werde, wie in diesen Stellen, nämlich um die Stärke des auf den Schild treffenden Stosses dadurch zu bezeichnen, dass angeführt werde, wie durch seine Gewalt die eingelegten Edelsteine aus ihrer Fassung herausgesprengt und umher verstreut worden seien. Dieses Herausprengen oder Losstossen der Edelsteine müsste demnach, wenn wir richtig annehmen der Gedankengang unserer Stelle sei: sie sprengten gegen einander an, sie stiessen den Steinbesatz des Schildes heraus, sie hieben zersplitternd die weissen Schilde« — durch das in der Form chludun steckende Verbum ausgedrückt werden. Was könnte dies nun für ein Verbum sein? kann die Form chludun gerade wie sie dâ geschrieben steht, davon hergeleidet werden? Nein, ein Verbum dieser Bedeutung von dem sie ohne alle Veränderung abstammen könnte, gibt es nicht; aber wohl gibt es Verba, deren Präteritum den vorhandenen Schriftzügen so nahe tritt, dass die Form chludun leicht durch einen Schreibfehler daraus entstanden sein könnte, zumal nach unserer obigen Bemerkung, der Schreiber habe eine schadhaft und an manchen Stellen unleserlich gewordene Handschrift vor sich gehabt, und daraus gerettet, was er konnte, und einigemal die muthmasslichen Schriftzüge nur nachgemalt. Dann könnte statt chludun ursprünglich chlubôtun gestanden haben, das b ganz abhanden gekommen (wie V. 22 das l v. laet), die Schriftzüge o und t leicht als d genommen worden sein, und es wäre möglich, dass davon die Handschrift noch eine Spur verräth, indem der Hachen des d, welcher aus o entstanden wäre, etwas weiter, als sonst gewöhnlich, absteht (wie auch Lachmann bemerkt), vielleicht weil der Schreiber die Unsicherheit ausdrücken wollte. Das Verbum chlubôn wird ganz gut in den angenommenen Gedanken der Stelle passen, denn es heisst ablösen abreissen, ab- oder ausbrechen, wegnehmen. So steht es in dem folgenden Zauberspruch Idisî von dem Ablösen und Abnehmen der Ketten sumâ chlubôtun umbi cunnio wîdî. Konrad v. Fussesbrunnen Kindh. Ies. Wackernagel Leseb. 542 Das kint stuont ûf unde gebot — dem boume, das er neigte sich. — Er sprach muoter nû stant ûf unt brich — Des obeses swie vil dir gevalle. Joseph und die sînen alle — Die darunter sässent, — Die clubeten (Var. brachent) unde assent. Heinr. Suso d. ew. Weisheit Büchl. Wackernagel Lsb. 881 Alsô daz ez in zehenstunt hundert tûsent iaren alz vil ab dem stein geklubeti alz gross ein ganzes hirskörnli ist. Ein Badliedli des 15. Jahrh. Wackernagel Lsb. 978. dô treit der herbst den trûben, den uns die magt gebar, dorabe sond ir clûben alle fröide wunnenbar. Hiernach würde also staimbort chlubôtun heissen: sie brachen oder sprengten aus, trennten los den Steinbesatz des Schildes. Empfohlen wird dieser Versuch die Stelle herzustellen 1) dadurch dass er im metrischer Hinsich einen in jeder Beziehung tadellosen Vers liefert; 2) nicht nur zu dem muthmasslich wahrscheinlichsten Gedankengang der Stelle, sondern auch zu dem Ton unserer alten Dichtung gut passt; 3) auch den Schriftzügen der Handschrift nicht allzu fern liegt, wenigstens nicht ferner als die sonst mir bekannten annehmbarsten Muthmassungen. Doch wage ich ihm nicht den Grad von Gewissheit zuzuerkennen, dass ich die in dem Sinne hergestellte Lesart in den Text aufnehmen möchte: denn selbst bei ganz gleicher Auffassung des Sinnes der Stelle bleiben andere Möglichkeiten.

Zu Vers 66. Die Hds. gibt wâbnum, welches ich mit A. J. Vollmer für einen blossen Schreibfehler statt wâpnum halte.

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

ICLF (N)

REC'D LD
JAN 18 '65 -11 AM
25Jun'65SS
IN STACKS
JUN 11 1965
REC'D LD
JUN 14 '65 -12 AM
JUN 3 1966 4
JUN 20 '66 20 RCD
OCT 25 1966 52

RECEIVED
DEC 12 '66 -3 PM
LOAN DEPT.
JAN 30 1968 94
RECEIVED
MAR 25 '68 -1 PM
LOAN DEPT.

LD 21A-60m-4,'64
(E4555s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

FEB 3 1958
Sep 29 '64 M

LD 21-100m-7,'39 (402s)

Digitized by Google

TE U1512

M54027 PF3987
H7F4

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google